

INDIVIDUUM UND GEMEINSCHAFT
Schriften der Internationalen Gesellschaft für Individual-
psychologie

Herausgegeben von

Dr. Alfred Adler, Wien, Dr. Leonhard Seif, München, Otto Kaus, Berlin

==== 5/6 =====

Das Schöpfertum der Frau

I. Theoretischer Teil

Ein Versuch zum Problem der Persönlichkeit

II. Praktischer Teil

Dargestellt am Leben der Bildhauerin Emma Cotta
mit 6 Tafeln

von

Ada Beil

1 9 2 6

=====
VERLAG J. F. BERGMANN / MÜNCHEN

Der suchenden Frauenwelt

Das Schöpfertum der Frau

I. Theoretischer Teil

Ein Versuch zum Problem der Persönlichkeit

ISBN 978-3-642-93914-3

ISBN 978-3-642-94314-0 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-642-94314-0

Alle Rechte, insbes. das der Übersetzung in fremde Sprachen vorbehalten

Es ist eine solche Binsenwahrheit, daß »die Natur« dem männlichen Geiste das Schöpfertum vorbehalten habe, daß es kühn und auch im Grunde nutzlos erscheinen muß, wenn man längst Bekanntes wiederholt und Gedankengängen nachgeht, deren »Augenscheinlichkeit« durch die großen Werke unsterblicher Geister in Jahrtausenden der Geschichte als »Tatsachen« bewiesen sind.

Aber gerade, weil es eine Binsenwahrheit ist, soll mit ihr begonnen werden, um zu zeigen, wie zählebig Binsen und Wahrheiten sind. Beide halten aller Unbill der Witterung und der Jahrhunderte leidlich stand. Beide werden nur langsam zerstört, beide weichen mit großer Geschicklichkeit der Vernichtung aus, knicken und winden sich bei Gefährdungen, um dann bei der ersten Möglichkeit wieder zielbewußt zum Lichte zu streben. Sie sind schmiegsam und biegsam und außerordentlich brauchbar. Sie lassen sich in alles verflechten, was dem Tagesbedarf nützlich ist: in Matten, über die man schreitet und in Behauptungen, mit denen man die Grenzen zwischen Mensch und Mensch, zwischen der Wesenheit von Mann und Frau zieht. Sie erfüllen das Denken seit einigen Jahrtausenden und brüsten sich mit der Traditionstreue alter Geschlechter, deren Befangenheit gegenüber allem lebendig Neuwachsenden ein Merkmal ihrer Starrheit und damit ihrer anbeginnenden Zersetzung ist.

Man pflegt von gewissen Dingen außerdem zu sagen, daß sie uralte seien, so alt wie die Schöpfung selber. Und allzu gerne beruft man sich bei solchen Gelegenheiten für die Gegenwart auf Aussprüche der Vergangenheit, ohne zu ahnen, daß man damit die eigene Unbeweglichkeit verdeckt. Das »naturam si sequamur duces, nunquam aberrabimus« gehört zu den gebräuchlichsten. (Wenn wir der Führung der Natur folgen, werden wir nie vom Wege abirren.) Jeder einzelne denkt dann bei dem Worte »Natur« an etwas anderes — die meisten an Wälder, Wiesen, Stille und Einsamkeit, ohne zu überlegen, daß in unserer heutigen »Natur« als dem Er-

gebnis generationenlanger Arbeit höchste Kultur steckt. Und ebenso unbekümmert sprechen die meisten den Begriff der Schöpfung nach, der aber ebensowenig feststehend oder unveränderlich ist. Wo soll der Schöpfungsbegriff beginnen? Da, wo in Jahrmillionen der Entwicklung aus dem rotglühenden Gasball allmählich der dunkle Stern wurde, den wir bewohnen? Oder da, wo nach der Abkühlung der Erdkruste langsam und in steter Verwandlung Pflanzen und Tierleben sich zeugte, und wo Menschenleben in der unzählbaren Zeiten Fülle sproß und das Werk der Kultur durch uns unbekannte Zeiträume aufbaute?

Es gab lange Jahrhunderte, wo die Völker, welche wir die ursprünglicheren zu nennen pflegen, diesen Erdball als ein Stück Erdscheibe ansahen, das vom Himmel umschlossen war, und dem die Gestirne Licht und Helligkeit spendeten. In dem Maße aber, in welchem die wirtschaftliche und geistige Entwicklung der Menschheit fortschritt, erweiterte sich auch das Blickfeld. Das Himmelsgewölbe wurde zu einem kunstvollen Bau, den man menschlicher Vorstellung nahe zu bringen suchte. Ptolomäus, um das zweite Jahrhundert n. Chr., schuf ein Weltsystem, das die Erde in die Mitte als unbeweglichen Punkt stellte. Diese Auffassung entsprach den naturwissenschaftlichen Kenntnissen und dem übrigen ökonomischen und geistigen Lebensvorgang, den die Menschheit bis dahin hinter sich hatte. Es war ein Prozeß, bei dem sie gegenüber den ungeheuren Naturgewalten und Rätseln des Daseins trotz fortschreitender Erkenntnisse unbewußt noch zu Sicherungen stark übersinnlicher Art griff, zu Anschauungen, welche diesem Zustande der inneren Unsicherheit entsprachen, und wo sie in solchen Fällen an Stelle ungeklärter und unerfaßter Probleme ein Denkbild, ein Wort zu anderen Worten setzte. Dieser Vorgang aber blieb im »Unbewußten« und mußte es bleiben, weil alles das, was zur bewußten Erscheinung oder zur abgeschlossenen historischen Tat wird, einen langen, nicht immer erforschten oder deutlich erkennbaren Entwicklungsgang hinter sich hat, welcher erst in dem Augenblicke voll sichtbar werden kann, wo er endgültig Gestalt, Form, »eidos« gewinnt, wo er als Sicherung überwunden ist, nur noch historischen Aufbauwert hat.

Wo nun aber diese »endgültige« Form einen Augenblick im Weltgeschehen als »eidos« aufleuchtet, ist sie bereits wieder dem Zersetzungsprozeß verfallen, wobei sich uns heute auch erweist — weil wir ein klein Stück Weges des kosmi-

schen Geschehens übersehen können, weil Wissen sich aufhäufte, mit dem wir reicheres Vergleichsmaterial in Händen haben, was früheren Geschlechtern fehlte —, daß Geschichte als Menschheitsganzes gesehen erst innerhalb großer Zeitintervalle einheitlich begriffen werden kann und auch dann erst, wenn alle Entwicklungszweige der Wissenschaft — alle Fachwissenschaften — kraft einer einheitlichen Arbeitsmethode an verhältnismäßig gleichen Entwicklungsphasen innerhalb ihrer Aufgabe stehen. Es scheint so, als ob wir uns heute diesem Zustande näherten, wo sich erweist, daß »die allgemeinsten Abstraktionen überhaupt nur bei der reichsten konkreten Entwicklung« (2) entstehen können. Bei solcher Betrachtungsweise tritt dann dem Psychologen besonders das Problem und der Unterschied zwischen »Bewußtsein« und »Erinnerung« entgegen.

Vom Einzelstandpunkt aus kommen die Dinge uns erst ins »Bewußtsein«, wenn wir auf irgendeine Schwierigkeit stoßen, wenn die Auseinandersetzung mit dem Leben sich nicht glatt vollzieht, wenn wir vor einer Aufgabe stehen, der wir nicht gewachsen sind, weil wir die ihr zugrunde liegenden Arbeits- und Lebensvoraussetzungen noch nicht erfüllen. Dann wird uns all das »bewußt«, dann erinnern wir uns dessen, was wir längst zu tun uns vornahmen. Die Erinnerung wird so das verknüpfende Band, und wenn wir gegenüber Neuererscheinungen sie nicht irgendwie haben, wenn uns das Wissen darum fehlt, und wir es uns auch nicht zu erwerben trachten, so gehen die Vorgänge spurlos an uns vorüber, und wir geraten an den entscheidenden Punkt, ob wir die eigene Entwicklung vom Standpunkte des Mutes (durch Neulernen und Üben) oder der Schwachmütigkeit aus weiterführen wollen, ob wir am soziologischen Veränderungsprozeß der Menschheit das »tätige Ich« mit einzusetzen uns bemühen (1).

So wie wir unseren Körper nicht fühlen, wenn er gesund ist, und die Krankheit, die uns den Körper fühlbar machte, vergessen, sobald wir ihre Voraussetzungen weggeräumt haben, so ist auch in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit — in diesem Prozeß von Gesundheit und Krankheit — innerhalb des lebendigen Kosmos stets nachzuweisen, daß Zustände in ihrer Gesamtheit und in ihrem Zusammenhang erst dann ins »Bewußtsein« treten, wenn ihre Alterserscheinungen so groß sind, daß sie dringend einer Auffrischkur bedürfen, daß sie, wenn sie die in

ihnen liegenden Expansionsstoffe, wenn sie ihre schöpferischen Möglichkeiten und zeitlichen Notwendigkeiten restlos entwickelt haben, umschlagen müssen, um mit Hegel zu sprechen, von der Quantität in die Qualität. Dann ist die Zeit da, daß die Entwicklung sich anderen Leitlinien zuwendet. Bei unserer Auffassung, daß individuell und soziologisch gesehen der Gottähnlichkeits- und Vollkommenheitsdrang umso größer erscheint, je geringer die Menge verfügbarer Lebensspielregeln ist, will es uns nicht überflüssig dünken, auf eine biologische Feststellung zu weisen. »Die Tatsache, daß k r a n k h a f t e E r b a n l a g e n innerhalb des Gefüges der Erbmasse existieren und daß dieselben je nach dem Zusammentreffen und nach ihrer Eigenart im fertigen Organismus zur Erscheinung kommen, deutet darauf hin, daß trotz weitgehender Anpassungsfähigkeit der einzelnen Teile während der Ontogenese und im späteren Leben an das Ganze, trotz der ziemlich weitgehenden Ganzheitsbezogenheit, vorhandene stark krankhafte Anlagen nicht ausgeglichen werden können«⁴).

Auf das Kulturhistorische und die Frage nach dem Wesen des Bewußtseins übertragen, stellt Krankheit: Schwierigkeit, stellt Gesundheit: Überwindung der Schwierigkeiten und damit Entwicklung dar, die nur entstehen kann im ewigen Spannungsverhältnis eben von Krankheit und Gesundheit. Wobei Krankheit auch bedeuten würde, daß ein Mensch die Tatsache des Menschenlebens als einer ewigen, unausgesetzten Veränderung, eines Fortschreitens durch stets erneute Erfüllung der Lebensforderungen im Sinne unendlicher Aufgabe nicht sieht. Uns erhebt sich bei solchen Erscheinungen die Frage: Hat sich das Bewußtsein in solchen Fällen nicht mit verändert, nicht entwickelt oder ist bei den »Gesunden« durch die Auseinandersetzung mit dem Leben, durch Übung und Überlieferung von Wissen der Bewußtseins i n h a l t ein anderer geworden? Die Tatsache des Bewußtseins ist von je Gegenstand lebhafter wissenschaftlicher Untersuchung gewesen. Das Ergebnis solcher Untersuchungen war wie bei aller wissenschaftlichen Leistung abhängig von dem jeweiligen Stande der fachwissenschaftlichen Forschung. Man sprach dabei von einem »Bewußtsein an sich«, oder von Bewußtsein, daß sich im Laufe der Geschichte vom dumpfen Gattungsbewußtsein, über Massen-, Einzel-, Klassen-Kollektivbewußtsein hin entwickelt habe⁵). Noch der Historiker Lamprecht durfte der

Meinung sein, daß Bewußtsein als solches eine veränderliche Größe darstelle.

Uns erscheint das Bewußtsein zunächst als die Fähigkeit Vorstellungsinhalte aufzubewahren. Es stellt somit eine Teilfunktion des Denkens, dieses Sicherungsorganes des »homo sapiens« dar, die als Funktionsbereitschaft in dem Augenblick da war, wo sich die Loslösung des Menschen vom Tiere vollzog. Die vielfachen biologischen Untersuchungen (man hat Schädel der jungen Steinzeit, aus der Zeit nach Christi Geburt, des 10.—13. Jahrhunderts, des Mittelalters und der Neuzeit verglichen) ergaben bis zur heutigen Stunde noch keine Annahme, daß eine physische Umbildung des Organismus stattgefunden habe. Das Gehirn eines heutigen Primitiven und eines Europäers unterscheidet sich nicht durch organische Unterschiede, sondern durch solche des Inhaltes. Es scheint also, daß vor allem durch die Akkumulation des Wissensstoffes und durch den Erwerb dieser Anhäufung der Kulturgüter das Einzelindividuum der Gegenwart sich von demjenigen längst vergangener Kulturen auszeichnet. Bei der Ungleichheit aber, die auch heute noch bei der Übermittlung des Wissens in bezug auf Methode und Verteilung an die Gesamtheit herrscht, wird auch wiederum dasjenige Individuum am besten fahren, das die möglichst einheitlich methodologisch erarbeiteten Inhalte erhält, wobei erst bei der Möglichkeit einer die Gesamtheit der Erscheinungen erfassenden Schau dem Menschen die Zusammenhänge in ihrer Tiefe sich auftun. Wo immer das aber gelingt, wird die Ergriffenheit durch die ungeheure einheitliche Gesetzmäßigkeit des kosmischen Geschehens dieselben Gefühlserregungen hervorrufen, wie sie stets beim »religiösen« Erleben zu verzeichnen sind. Wir stehen vor dem Totalitätserleben schlechthin, das alle großen Religionssysteme vermittelten.

Durch die ungeheure Differenzierung nun innerhalb der menschlichen Entwicklung, bei der man oft mit der notwendigen Zentralisation (fortwährende Beziehung auf das ganze Leben mit seiner ständigen Korrektur) nicht nachkam, geriet man in dieselbe Gefahr des Unteranges, wie es Tierformen in der Vergangenheit beschieden war, welche über das Maß des Möglichen hinaus differenzierten. Auch heute reißt man sich innerhalb unserer Kultur zu neuer Ganzheitsbezogenheit zusammen und versucht, die Ernte ungeheuer geistiger Differenzierungsprozesse durch

Zentralisation einzubringen. Und so entsteht vor uns auch die Erkenntnis, daß verändertes Bewußtsein nur veränderte Inhalte darstellt.

Als der Sklavenhandel, der Menschenhandel in den jeweiligen Zeitläuften auf einen Punkt gekommen war, wo er dem ganzen Arbeits- und Entwicklungsprozeß ins Gesicht schlug, kam seine »Unmenschlichkeit« ins »Bewußtsein«. Es zeigte sich nämlich, daß diese ehemals produktive Methode unproduktiv geworden war — und leidenschaftlich empörte sich das Gemeinschaftsgefühl, die stärker erwachte Menschenwürde gegen diese Vergewaltigung. Und sie mußte es tun, weil der Preis, der für diese Dinge gezahlt werden mußte, sich nicht mehr mit der neuen »Wirklichkeit« vertrug, so daß Gefahr bestand, daß man selber ausgerottet wurde beim Überspannen des Bogens. Das Gleichgewicht mußte durch »andere Sicherungen« wieder hergestellt werden, wobei gerade dieses Beispiel zeigt, daß man hier gewiß nicht von einer »Änderung in der Entwicklung der Psyche« sprechen kann, sondern nur von einem »Kampf« der Vorstellungsinhalte, der fast ausnahmslos gemäß dem jeweiligen Interesse des Trägers entschieden wird. Lehrreich ist für uns, wie stark hier mit der Fiktion der Unmenschlichkeit als Realitätsgrund der Änderung gearbeitet wird. Das Wissen der Menschheit war noch nicht umfangreich genug und mußte sich hinter solchen Fiktionen verstecken, die als »Ideale« tragbar waren.

Im allgemeinen sind wir mit Ausnahme weniger vorstoßender Kräfte innerhalb der Wissenschaft auch noch heute auf jenem Punkte, wo wir die *L e b e n s* probleme des Menschen von viel zu kleinen Zeiträumen her zu erklären versuchen, trotz Deszendenzlehre und Entwicklungstheorie. Die wenigsten gelangen bei der Betrachtung dieser Fragen über den europäischen Blickpunkt hinaus⁶⁾.

Es gilt nicht nur hinsichtlich der Weltgeschichte, sondern auch hinsichtlich des menschlich-individuellen Seins sich in der Betrachtung vor allem zu einem Bezugssystem Mensch-Kosmos zu wenden, zu dem eines *u n g e h e u r e n* Entwicklungsprozesses, während unsere Weltanschauung überwiegend noch haftet an den Begriffen Mensch-Erde, was sich deutlich erkennbar auch in der Sprachauffassung zeigt, wo wir das an sich verhältnismäßig starre Wort meist als eindeutige Realität zu nehmen pflegen, ohne uns innerlich gegenwärtig zu halten, daß auch Wortinhalte nie eindeutig sind, sondern daß sie, abgesehen von der Zeitverschiedenheit ihrer

Entstehung (die ebenfalls teils unbekannt, teils noch nicht erforscht ist), auch von der Fülle der Jahrhunderte mit allen in ihnen gelebten und gestalteten Sicherungstendenzen beschwert sind.

Diese Sicherungen erweisen sich nun dem heutigen Psychologen, der von der Arbeitshypothese: »Leben als tragende Qualität« ausgeht, vornehmlich als solche zum Schutze des Selbstwertgefühles, der Individualität, der unzerstörbaren Einheit der Persönlichkeit. Sie erscheinen als »ideelle Leitlinie« (Alfred Adler), welche das Individuum in seinem persönlichen Leben zu verwirklichen trachtet, ohne sich dessen »bewußt« zu werden, d. h. ohne die Zusammenhänge näher zu sehen, bis ihm im günstigen Falle die Kenntnisse dieser Erscheinungen vermittelt werden. Überall da aber, wo das Spannungsverhältnis zwischen heutiger Wirklichkeit und ihren Anforderungen, ihren Aufgaben, ihrem Nichtkennen der Beziehungsformeln zu groß wird, wo das Wissen um diese Beziehung in keiner Weise oder nur in geringem Maße eintritt, steht der »Nervöse Charakter«. Er ist »nervös«, weil die alten Spielregeln untauglich geworden sind, weil das Wissen um neue noch nicht da ist, und weil durch diese Tatsache die Persönlichkeitseinheit Schwankungen ausgesetzt ist, deren Spannweite sie nicht ertragen kann, weil das Leben nur funktioniert, wenn die individuelle Spannweite zu einheitlicher, schöpferischer, gestaltender, im Rhythmus gesunder Form führt.

Dieser unausgesetzte Entwicklungsprozeß beherrscht das Individuum während seines ganzen Lebens, es ist gespannt in denselben als Lebensformel, und so, wie es ihm geht, geht es auch der Menschheit als Ganzem. Das bedeutet: Wie das Individuum sein Persönlichkeitsideal sucht, so ist auch die jeweilige Gesellschaft mit ihren jeweiligen Arbeits- und Anschauungsformen bei dem Ringen um den »Sinn« ihres Daseins an Wertmaßstäben orientiert, welche ihr als »ideelle Sicherungen«, als »Zeitideal« notwendige Stütze sind innerhalb ihrer psychophysischen Vitalsphäre, um den soziologischen Entwicklungsprozeß der Menschheit weiterführen zu können.

Nun ist das Bedürfnis des Menschen, dieses Lebens Herr zu werden, seine Persönlichkeit als erlebte Einheit zu sichern, mit der Tatsache des individuellen Daseins schlechthin gegeben. Und die ganze uns überlieferte Geschichte der Menschheit ist der Versuch, zu immer souveräne-

rer Beherrschung des Lebens und damit auch zu immer stärkerer Freiheit (im Sinne von sicherer Zielstrebigkeit) der Einzelpersönlichkeit wie der Gesamtheiten Volk zu kommen. Und überall da, wo das Persönlichkeitsgefühl des Individuums sich gefährlichen — weil unerkannten oder noch nicht beherrschten Mächten der Erde gegenüber befand —, wurde es von dieser Unsicherheit auf der einen Seite gezwungen, etwas zu tun, um auf der anderen die ungelöste Problematik des jeweiligen Zustandes durch eine Fiktion zu verdecken, Fiktion, die in den wenigstens Fällen als solche erkannt oder empfunden wurde, sondern welche, als Realität gewertet, ein derart zählbares Dasein hat, daß wir heute noch Gedankeninhalten und Wortausdrücken begegnen, welche ursprungsgemäß z. B. aus den Zeiten Homers, der Feudalzeit oder sonstiger weit zurückliegender Zeitepochen stammen und jenes »Zeitideal« als Inhalt noch in sich tragen, ohne daß diejenigen, welche diese Wortvorstellungen verwenden, von diesem Sinnzusammenhang wissen, sondern denselben als »naturegebene«, unveränderliche Größe betrachten.

Es scheint möglich, daß die Zeit nicht allzu fern ist, wo man bei einer — allgemein geübten — geschichtsdiagnostischen Betrachtung (eine Orientierung, die vor allem ausgeht nicht von angenommenen und unbewiesenen Prinzipien, sondern von der Interessenrealität des Lebens und der Wirklichkeit, von der Arbeitsdifferenzierung und aller damit verbundenen Entwicklungsphänomene, wobei Arbeit als Bewegungsvorgang sich in die Weltbewegungsvorgänge sinnvoll einreicht, und welche als Methode besonders geeignet erscheint, um die bisher meist übliche Form der Geschichtsbetrachtung zu ergänzen) auch an der beschleunigteren oder langsameren Variation der Sprache, an ihren »Bewußtheiten« und »Unbewußtheiten« bei kultur-kritischer Betrachtung⁷⁾ den Pulsschlag vergangenen Lebens und der jeweiligen Art der Auseinandersetzung mit den Aufgaben des Daseins erkennen kann. Und immer dort, wo sich — sprunghaft und in stetiger revolutionärer Veränderung — der Lebensvorgang besonders kraß und deutlich zu neuen Formen der Beherrschung der Erde wendet, wird man angesichts unerhörter Erschütterungen und Veränderungen innerhalb der menschlichen Beziehungen ahnend verstehen lernen, daß das Leben, als unaufhörlicher Wandel, als tägliche, stündliche Veränderung, immer neue Spielregeln aus sich selber entwickelte zur Sicherung seiner selbst, und daß in dieser ewigen Umformung von Gewesenem nichts

bleibend ist als das unerschöpfliche, das lächelnde, scheinbar gefühllos waltende Leben, das aus sich heraus jenen Prozeß des Daseins vollzieht, in welchem das Gewordene eine ewige Metamorphose des Gestrigen darstellt und so langsam in Jahrmillionen das Antlitz a l l e s Seienden umgestaltet.

Es gehört z. B. mit zu einem interessanten Vorgang innerhalb der Geschichte der Wissenschaften nachzuweisen, daß »das ptolemäische Weltsystem schon den Arabern des Mittelalters nur noch als Fiktion galt, nicht als Hypothese«, allerdings nur denjenigen Kreisen, welche sich mit der Wissenschaft beschäftigen.

Wer jedoch die ganzen Jahrhunderte vom Entstehen der Ptolemäischen Gedankengänge bis weit über Kopernikus hinaus im L e b e n der Kulturmenschen verfolgt, der ist im tiefsten erschüttert, in welcher schier unbegreiflicher Zählebigkeit sich all die alten ptolemäischen Vorstellungen und Begriffe als R e a l i t ä t e n aus jenem System im Bewußtsein vieler noch erhalten haben.

Auch hier wird dem modernen Psychologen, dem Individualpsychologen deutlich, wie tief verwurzelt mit allem Menschenleben die Tatsache der Lebensangst, des Gefühles der Unsicherheit, des Minderwertigkeitsgeföhles ist. Einer Angst, deren Grundton man nur dumpf anschlagen fühlt, deren Sinn man zunächst nicht versteht und welche dennoch und eben darum den Menschen unaufhaltsam vorwärts treibt, sodaß er sich benimmt wie der Sklave aus der Zeit der Leibeigenschaft, welcher unter dem Drucke der Reitpeitsche glaubte in ewig drängender Bewegung durch diese Vorsorge den gefürchteten Schlägen zu entgehen.

An diesem Punkte liegt, psychologisch gesehen, wohl die tiefste Quelle der Abwehr gegenüber allem Neuen, hier findet sich einer der Angelpunkte, warum mit Notwendigkeit, ja mit Gesetzmäßigkeit der Mensch nur zaghaft, nur schrittweise, immer an Altes, an Bekanntes sich anlehnend, den Weg in Neuland beschreitet. Hier liegen die Gründe, warum das Leben selber bei seiner Formung auch die Sicherungsmöglichkeiten für seine eigene Existenz notwendig entwickeln mußte. Und in dieser Gegebenheit liegt jenes Spannungsmoment, welches aus der schlechthinigen Tatsache Leben durch eigene Gestaltungskraft des lebendigen Individuums den Prozeß des Schöpfertums zur uranfänglichen Darstellung bringt.

Von hier aus gesehen bedeutet auch der Aufbau der unzerstörbaren Einheit der Persönlichkeit eine jener lebens-

notwendigen, weil zur Erhaltung des Menschen nicht zu entbehrenden Aufgaben, die sich im Laufe der jahrtausendelangen Entwicklung immer deutlicher, immer bewußter herauskristallisieren mußte.

Wir sind heute bereit, das biogenetische Grundgesetz Haeckels: die Ontogenese wiederholt die Phylogenese (die Entwicklung des Individuums ist eine durch Vererbung bedingte, durch Anpassung modifizierte Wiederholung der Entwicklung des Stammes) auf die soziologisch-psychologische Betrachtung der Menschheit zu übertragen, wobei sich von selber der Vergleich: Kinderzeit mit Kindheitsalter der Menschheit ergibt. In diesen Gesichtspunkt eingebettet sehen wir auch die Berechtigung der bereits von Helmholtz und Mach durchgeführten Klärungen gegenüber den Kantischen Apriorianschaungsformen von »Raum« und »Zeit«, wobei man heute in bezug auf den Raum allgemein verständlich formuliert, daß er nur ist »das Ergebnis der Gestalten aller jeweilig wahrgenommenen Dinge« (8).

So wie das Kind erst allmählich durch Erfahrung, d. h. durch unausgesetztes Üben, durch »Training« auf von außen kommende Reize, die Erfahrungsbegriffe von Raum und Zeit sich aneignet, die Hans Vaihinger sogar ansieht als »O r g a n e , welche die Psyche . . . sich anbildet« (9), so hat die Menschheit im Laufe ihrer vielleicht hunderttausendjährigen Geschichte alle jene Anschauungsformen des Geistes dank der durch Übung sich bildenden »korrigierenden Fähigkeiten« (Alfred Adler) der Psyche erst entwickeln müssen, von denen sie einen Augenblick im Weltgeschehen glaubte, (einige tausend Jahre lang in der historisch bekannten Zeit), daß es sich dabei um »angeborene, geschlechtsbestimmte, unveränderliche Merkmale« handle. Und eine dieser Anschauungen, mit denen sie in den meisten Fällen noch heute hausieren geht, ohne daß sie bei diesem Feilschen den letzten Ursprung aufsucht, ist diejenige vom angeborenen geistigen Schöpfertum des Mannes und der in dieser Hinsicht geistigen Minderwertigkeit der Frau.

Versetzen wir uns einen Augenblick ins Weltallgeschehen (10). Es erstehe vor unserem Geiste das Planetarium im Deutschen Museum in München, das uns das kopernikanische Weltensystem plastisch vor Augen führt. Und während wir all diese in rasender Bewegung mit ihren Monden sich drehenden Sonnen erblicken, denen wir als eine der kleinsten in der Sphärenmusik zugesellt sind, steigen vor uns Bilder nie er-

lebter und dennoch vorstellbarer Zeitläufe innerhalb des Erdendaseins auf, und wir tauchen unter in Gedanken-
gängen, welche zu denken noch vor einigen Generationen
der Menschheit höchste Zustände der Angst, des Schreckens,
der Lebensunsicherheit verursacht — ja, sie dem Wahnsinne
nahe gebracht hätten —, wären sie ihnen **u n v e r m i t-
t e l t** zuteil geworden.

Denn das menschliche Hirn, die Psyche, vermag Unbe-
kanntes nur in sich aufzunehmen, wenn sie es an Bekanntes
anschließen, in bereits erlebte Erscheinungen einordnen
kann. Nur auf diesem Wege vermag sie des Chaos Herr zu
werden, welches ihr in der Natur scheinbar entgegentritt. Nur
so wird ihr Natur »zu einem System, dessen allgemeiner Typus
durch die Ordnungsschau des Ich geliefert wird« (11), Natur,
die an sich auf gar keine bestimmte Richtung abzielt, sondern
die erst in der zusammenfassenden menschlichen Betrachtung,
also durch anthropozentrische Einstellung auf einen End-
zustand bezogen wird (12). Es offenbart sich, von unserem
Standpunkte aus gesehen, in der Fülle der Erscheinungen
immer deutlicher, wie unendlich zaghaft alle Schritte im
Menschheitsgeschehen von je geschahen, wie die Menschheit
stets froh war, feste Spielregeln in der Hand zu haben, weil
sie nur so den unaufhörlichen und drängenden Forderungen
des Lebens entgegenzutreten in der Lage war, und wie sie
dennoch durch den unausgesetzten Metamorphosenprozeß
des Lebens fast täglich gezwungen wurde und wird, sich neuen
Forderungen und Veränderungen anzupassen, um dafür neue
physische Verhaltensmaßregeln und psychische Bereitschaf-
ten zu entwickeln. Also der Sinn aller »Eigenschaften« aller
»Charakteranlagen«, aller »Begabungen« und »Veranla-
gungen« ist die möglichst beste Sicherungsstellung des Lebens
überhaupt und des Individuums im besonderen.

Nun ist aus leicht begreiflichen Gründen bislang noch nie-
mand darauf verfallen, den ganz allgemeinen Begriff von »Le-
ben« irgendwie inhaltlich mit einem Geschlechtsmerkmale zu
füllen, insofern »Leben« den Gegensatz von »Tod« bedeutet —
des organisch Bewegtem zum organisch scheinbar Unbewegten.

Geringer wird schon die Gefolgschaft bei der Behauptung,
daß alles Leben — auch wiederum unabhängig vom Ge-
schlecht — sich als Lebendiges die Sicherungen zur Erhaltung
seines **o r g a n i s c h e n** Lebens und die psychischen zur
Erhaltung seines **I c h g e f ü h l e s** gleichmäßig als Mann
und Frau verschaffen muß.

Hier setzt bereits bei den meisten ein »Wertmaßstab«, nämlich der von der »angeborenen männlichen« und der »angeborenen weiblichen Eigenart« ein, obschon sich seit 20 Jahren die vergleichende Individualpsychologie bemüht, durch ihre empirische Methode nachzuweisen, daß alle *psychischen* Reaktionen, deren Gesetzmäßigkeiten als »Axiome« oder als »Kategorien« sie andauernd an unzähligen Fällen aus dem Leben — also auf induktivem Wege — festzustellen versucht, immer nur im Zusammenhang der Gesamtpersönlichkeit Mensch und des Gesamtprozesses Leben-Menschheit zu begreifen sind.

Aber auch das »Ichgefühl«, das Persönlichkeitsproblem, das uns hier vor allem angeht, ist keine unveränderliche Größe. Auch dieses »Einheitsbewußtsein« hat seine Geschichte, seine soziologische Vergangenheit. Und die reicht weit zurück bis an die Anfänge der Menschheit.

Unsere heutigen Kenntnisse lassen uns die frühesten Spuren des Menschen zurückverlegen ins Diluvium, jener Eiszeit, welche in ihrer langen Periode das Antlitz der Erde weitgehendst verwandelte, nachdem unausgesetzt katastrophale Veränderungen des Erdballes vorangegangen waren. Man rechnet die Gesamteiszeiten heute auf ungefähr 570 000 Jahre, für die größte, die vorletzte, als Einheit 53 000 Jahre, für die dazwischen liegenden eisfreien Zeiten je 65 000 Jahre und für die Spanne seit dem letzten Gletscherrückzug 20 000 Jahre.

Von unserem Standpunkte aus haben sich in all den ungeheuren Zeitspannen die Lebewesen am besten behauptet, welche den größten Lebensmut und damit eng verbunden die größte Lebenskraft aufbrachten, wobei »Mut« und »Kraft« sich als ungeschlechtliche Eigenschaften gegenüber der Tatsache Leben entwickelten, und wo der Begriff des »lebenswerten« Lebens, des »erfüllten Sinnes« des Daseins genau wie heute abhängig war von der aus Mut und Kraft selbst entwickelten Fähigkeit, den jeweiligen Aufgaben des Lebens gerecht zu werden. Aufgaben, die sich auch in jenen Zeitläuften irgendwie bewegt haben müssen in der Lösung von Auseinandersetzungen gegenüber 1. dem kosmischen Geschehen, der jeweiligen Umwelt (Arbeit), 2. der Gemeinschaft (denn nur im vergesellschafteten Prozeß Leben konnte Kultur entstehen, konnte Sprache sich entwickeln als Vorläufer einer Schrift) und 3. gegenüber dem anderen Geschlecht.

Nach Dr. Stavros Zurukzoglu haben die Untersuchungen

von Penck über die Vergletscherung der Alpen während der Eiszeit ihn »zu dem Schlusse geführt, daß das Alter des Menschengeschlechtes in Europa mehr als 100 000 Jahre sein muß, und daß die hochentwickelte Kultur der Madelainezeit mindestens 20 000 Jahre zurückliegt«. Weiterhin besitzen wir in den Arbeiten von Leo Frobenius (13), vor allem im »Paideuma« (Umrisse einer Kultur- und Seelenlehre), sehr wichtige und beachtenswerte Forschungsversuche. Frobenius geht von Gesichtspunkten aus, welche das Bezugssystem Mensch-Kosmos in sich tragen und kommt zu Ergebnissen, die u. a. von der Verschiedenartigkeit der Symptome bei den Kulturerscheinungen als von ihrer verschiedenartigen Stellung im Erdraume ausgehen, wobei uns vor allem seine Unterscheidungen über patriarchalische und matriarchalische Kulturen wertvoll sind.

Patriarchat: Europa, mit Ausnahme der Mittelmeerländer
Asien, mit Ausnahme von Indien und Südchina
Amerika im nördlichen Teil
Afrika im nördlichen Teil

Matriarchat: Die Gebiete um das Mittelmeer
Indien und die pazifischen Inseln
Amerika in seinen südlichen Gebieten
Mittelamerika

Die Arbeiten von Frobenius sind nach naturwissenschaftlichen Prinzipien durchgeführt und darum für uns besonders wichtig. Seine Ansichten gehen dahin, daß Hochkulturen durch gegenseitige Befruchtung der beiden Kulturgegensätze entstehen, und zwar auf »dem Gebiete des matriarchalischen Kreises«.

Nun ist es angesichts des 100 000 Jahre nachweisbaren Menschendaseins und des ungeheuren Entwicklungsprozesses, der sich bis zur Entstehung von Sprache und Schrift vollzog, ohne weiteres klar, daß man zur Erkenntnis der tiefer liegenden Zusammenhängen der Menschheitsformen erst dann kommt, wenn man sich klar macht, daß die uns bekannten historischen 6000 bis 8000 Jahre Geschichte nichts bedeuten im Hinblick auf jene Entwicklungszeiten. Denn wenn wir jetzt von 106 000 oder 108 000 Jahren Entwicklung sprechen, so wird uns bewußt, daß bei dieser Betrachtungsweise die »augenscheinlichen Tatsachen von dem alleinigen Schöpfertum des Mannes« auf einen viel zu kurzen Blickpunkt bezogen waren. Nimmt man noch den Gedanken eines unausgesetzten, weiter gehenden Prozesses hinzu, so wird man sich nach anderen als

bisher üblichen Fundierungen gegenüber Menschheitserscheinungen orientieren müssen. Gerade hinsichtlich des Begabungsproblem es ist man auch vom Standpunkte des Kultur- und Rasseproblem es bei der Bearbeitung sehr vorsichtig geworden, und ebenso muß man es gegenüber dem Schöpfertum überhaupt und dem der Frau im besonderen werden. Es muß die Betrachtung am Alter des Menschengeschlechtes gemessen werden.

Wichtig ist vielleicht noch, an dieser Stelle eine Ansicht von Frobenius zu erwähnen, ohne daß wir uns diese Einteilung zu eigen machen. Die Einzellebensperioden des Individuums werden auch von ihm mit denen der Kultur verglichen, und er kommt zu dem Ergebnis, daß drei Perioden vor allem unser Geschehen beherrschen:

1. Barbarei: einschichtig und primitiv,
2. Kulturei: zweischichtig und monumental, zur Entwicklung der Ideale und der Individualität führend,
3. Mechanei: dreischichtig, insofern sie durch Vernunft und Tatsachen in jene beiden Schichten eingreift.

Uns interessiert vor allem jene Zeit, welche der Entwicklung der »Ideale« und der »Individualität« diene, weil aus ihren »Tatbeständen« ja das Urteil über die weibliche Minderwertigkeit im Schöpferischen und auch das Material stammt, das uns in den Neurosen entgegentritt, wo das Spiel »hinter dem Ideal« und die Betonung der »unantastbaren Individualität« die größte Rolle spielt. Es handelt sich da um Zeitläufe, in denen Spielregeln entwickelt wurden, welche abzubauen und zu verändern die Menschheit mit aller Kraft heute gezwungen wird, weshalb es auch nicht zweifelhaft ist, daß sie aus ihnen stammende Urteile und Wertmaßstäbe nach völlig neuen Orientierungspunkten umgestalten muß.

Kehren wir nun nochmals zu uns überlieferten Formen menschlichen Lebens zurück, so finden wir schon die Renn-tierjäger am Eisrande des ausgehenden Diluviums im Besitze von Höhlenzeichnungen, von Knochengravüren und Schnitzereien, die uns Rückschlüsse auf ihr Seelenvermögen erlauben. Dr. Stavros Zurukzoglu (4) äußert sich dazu folgendermaßen:

»Bereits am Ende der prähistorischen oder zu Anfang der historischen Vergangenheit lassen sich sämtliche Fähigkeiten und Eigenschaften des heutigen Menschen bei den damaligen Primitiven zwar nicht direkt beweisen, jedoch aus den auf uns gekommenen Produkten der materiellen Kultur

ableiten. Die aufgefundenen Werkzeuge, die Technik der Nahrungsgewinnung, Wohnung, Kleidung, Geräte, Eigentum, Arbeitsteilung und Handel, Organisationstypen, das tägliche Leben, Recht, Moral, Kunst, Schrift, Sprache, Zahl und Maß, Religion und Mythos, die Kenntnis des Feuers und der Landwirtschaft, die künstliche Bestattung usw. zeigen, daß der Mensch jener Zeiten ein Wesen war, das von der Außenwelt die gleichen Eindrücke empfing, wie wir, daß er dieselbe Methode rationalen Überlegens bei der Herstellung von Werkzeugen besaß und sobald er sein Seelen- und Verstandsleben direkt vermitteln konnte, zeigte sich dieselbe Empfindungs- und Denkweise wie heute.«

Wenn wir nun heute dazu übergehen, die Psyche als ein Organ der Sicherung zu betrachten, deren Inhalt: eine Fülle von Sicherungen — jeder Mensch notgedrungen entwickeln muß, wenn er nicht ein Idiot werden will, und wenn wir demzufolge uns vergegenwärtigen, wie dieser Psycheninhalt sich entwickelt hat, so werden wir zunächst feststellen, daß derselbe Prozeß, wie wir ihn schon bei Differenzierung der Arbeit in größeren Zügen kennen, auch in der Psyche seit den Tagen des Diluvialmenschen sich vollzog, beide sind zu immer größerer Differenzierung geschritten, beide haben sich aus sich heraus entwickelt, beide sind mit ihren Inhalten zu Wertmaßstäben für das Leben geworden.

An diesem Punkte springt bei soziologischer Betrachtung besonders klar die zunächst für uns mangels Erkenntnis völlige Unvergleichbarkeit mit der anorganischen Natur ins Auge, einem Unterschiede, den Hans Driesch (11) bei Betrachtung der allgemeinen Kennzeichen der organischen Form treffend formulierte:

»Lebende Körper sind nicht bloße geometrische Formen, nicht, wie Kristalle, nur typische Anordnungen von qualitativ gleichartigen Oberflächen im Raum, die sich theoretisch vielleicht auf Gleichgewichte von Molekülen zurückführen ließen. Die lebenden Körper sind typisch kombinierte Formen, d. h. sie bestehen aus einfacheren Teilen verschiedenen Charakters, die in bezug aufeinander in besonderer Weise gelagert sind. Die Teile haben nun selbst eine typische Eigenform und können ihrerseits wieder Kombinationen noch einfacherer Teile sein. Des weiteren haben aber lebende Körper nicht immer dieselbe typisch kombinierte Form während ihres ganzen Lebens; sie werden um so komplizierter, je älter sie werden; sie alle beginnen mit einem Ausgangspunkt, der nur sehr

wenig Form überhaupt hat: mit dem Ei. So können wir denn die lebende Form eine genetische (gewordene) ¹⁾ Form nennen, oder auch eine Form, die sich als Prozeß darstellt, und deswegen ist Morphogenese (Gestaltentwicklung) ¹⁾ der passende Name für die Wissenschaft, die sich mit den Gesetzen der organischen Formen im allgemeinen beschäftigt.«

Auf das psychologisch Kulturhistorische übertragen, sehen die Gedanken in der Sprache W. Wundts (14) folgendermaßen aus:

»Die Intelligenz des Primitiven ist zwar in eine enge Sphäre der Betätigung eingeschränkt; in dieser aber ist sie nicht in merklichem Grade minderwertiger als die des Kulturmenschen. Seine Moralität ist von der Umwelt abhängig, in der er lebt. Wo er frei sein Leben fristet, da könnte man seinen Zustand fast ein Ideal nennen, weil er uns wenig Motive zu unsittlichem Handeln in unserem Sinne gibt. Wo er dagegen bedrängt und verfolgt wird, da fehlt ihm jeder moralische Halt.« Dieser Begriff des fehlenden moralischen Haltes in unseren Worten ausgedrückt besagt: Das Leben zwang ihn zu neuen Aufgaben, deren Wesenheit er sich erst aus der Überwindung des Unsicherheits- und Minderwertigkeitsgefühls gegenüber der Neuerscheinung klären mußte.

Wenn wir nun weiter annehmen, daß bei den steten Erdveränderungen, den ungeheuren Unsicherheiten, den Unklärlichkeiten und Unbegreiflichkeiten menschlichen Lebens vor 100 000 Jahren der Mensch als Lebewesen es sich noch nicht leisten konnte, eine männliche und eine weibliche Seele und eine dementsprechende Eigenart zu entdecken, so können wir auch vielleicht aussagen, daß die praktische Betätigung der psychischen = mithin auch der Denkfähigkeiten des Menschen zu jenen Zeiten relativ noch so primitiv war, daß jede Kraft, ob männlich oder weiblich beansprucht wurde für die Sicherung des gemeinsamen Daseins. Und da psychisches Verhalten bedeutet, daß die Seele äußere Reize aufnimmt, wie sie Nahrung aufnimmt, die sie als Lebewesen ebenso selbsttätig verarbeitet wie der Organismus es bei der Nahrung mechanisch tut, die sie selbsttätig umformt und umwandelt je nach den Lebensanforderungen und Lebensbedürfnissen (denn anders ist der Weg der geistigen Entwicklung uns nicht vorstellbar), so war zu allen Zeiten das Leben jedes Menschen um so schöpferischer und erfüllter, je selbstverständlicher er allen Lebensaufgaben gegenüber in sich

¹⁾ Die Erklärungen stammen von uns.

seine Kräfte entwickeln konnte, je weniger der Mut durch Unterdrückung oder durch allzu überwertige Ziele gebrochen, je sicherer mit anderen Worten die Einheit der Persönlichkeit gewährleistet wurde.

Schöpfertum war, unabhängig vom Geschlechte, jene eben beschriebene aktive Verarbeitung äußerer Reize durch die Psyche. Ein schöpferischer Vorgang, den jeder vollziehen mußte, der Mensch bleiben wollte, und der sich heute noch genau so unverändert vollzieht, einerlei ob einer sich in dem mittlerweile in der »zweischichtigen Kulturei« entwickelten logischen Denken übt, das als wissenschaftliches Denken auch nur eine organische Funktion der Psyche ist, oder im »wirklichen Denken«, das sich auf das ganze Leben bezieht und das man irrtümlicherweise als das »Naturhaft-weibliche«, das »Mütterliche« anzusehen pflegte. Wobei man Grundbegriffe verwechselte, weil man erstens von viel zu kurzen Zeiträumen her urteilte, und weil man in dem uns so groß erscheinenden Kulturprozeß u. a. auch zu Mißverständnissen kam durch Überspannung der Arbeitsteilung innerhalb der Geschlechter für die kurze Menschheitszeit einiger tausend Jahre, die man — ebenfalls aus Unkenntnis — als absolute Größe betrachtete, trotz aller Logik, in der man das alleinige und unfehlbare Rüstzeug der Erkenntnis zu haben geglaubt hatte. »Die Heterogenie der Zwecke«, wie Wundt es ausdrückt, das »Überwuchern des Mittels über den Zweck«, wie Vaihinger es klarer bezeichnet hat, ist, uns heute deutlich erkennbar, eines jener Entwicklungsmomente der Menschheitsgeschichte geworden, das psychologisch gesehen wieder im engsten Zusammenhang mit dem Persönlichkeitsproblem steht. Es spitzt sich hier gerade die Fragestellung zu, in welchem Verhältnis sich die Begriffe: Mut, Schöpfertum, Gemeinschaftsempfinden, Lebensgefühl zum individuellen Leben überhaupt und zum Bereiche der Menschheitsentwicklung verhalten.

Wenden wir uns, ehe wir zur Klärung der Frage schreiten, einen Augenblick von unseren psychologischen Betrachtungen den letzten Forschungsergebnissen der Biologie zu, und zwar neben der Betrachtung des »Entwicklungs- und Vervollkommnungsproblems« den Ergebnissen der Vererbungslehre.

Wir wissen, daß Leben sich aus Zellteilung entwickelt. Driesch hat nachgewiesen, daß das Schicksal einer Furchungszelle als »das was bei typischer, ungestörter Entwicklung aus ihr wird, nicht ihre ganze Entwicklungsmöglichkeit aus-

macht«. Sie kann, so erfahren wir, unter veränderten Umständen zu ganz anderen Körperteilen werden. Ein höchst bemerkenswerter Vorgang, der seine vollkommene Parallele im Psychischen hat. Wenn Zellen und Furchungen in unserer Sprache: Anlage- und Charaktermöglichkeiten bedeuten, so wissen wir aus unserer empirischen Arbeit, daß unter dem Drucke des Finale und des Lebensplanes einer Persönlichkeit, sich ursprüngliche Menschenformen umwandeln können in die ganze Skala der »Charakterzüge und Charakterfehler«, welche man bisher als »unabänderliche Erscheinungen« hinnahm. Und wir wissen weiter, daß unter der Entwicklung der letzten 6000 Jahre Kulturgeschichte viele Möglichkeiten der Frau innerhalb ihrer geistigen Fähigkeiten latent bleiben mußten aus Gründen, die später noch zu erörtern sind.

Sodann sagt die Biologie (4) weiter: »Nach unseren heutigen Auffassungen ist dasjenige, was in der Keimzelle als Erbfaktor übertragen wird, und das, was schließlich im gegebenen Augenblick die Außeneigenschaft hervorruft, nicht ein und dasselbe, sondern ein kompliziertes Netz von Wechselwirkungen, die miteinander zusammenhängen. Und »die Aktivierung der Erbmasse« geschieht nicht durch autonomen Zerfall in die Erbfaktoren, sondern unter weitgehender Wirkung der Teile aufeinander, also epigenetisch. Der Schein einer reinen Evolution kann dadurch entstehen, daß ein Keimteil auf seine Fähigkeit zur Selbstdifferenzierung geprüft wird, nachdem er schon von anderen Teilen her zu seinem Schicksal bestimmt worden ist; so z. B. das Stück Medullarplatte (gemeint ist eine bestimmte Form des Embryos, aus dem normalerweise sich Zentralnervensystem und Sinnesorgane entwickeln¹⁾, welches Hirnsubstanz und Auge bildet, während es früher transplantiert (verpflanzt)¹⁾ zu Epidermis (Haut)¹⁾ geworden wäre. Die Zeit dieser Determination liegt sicher bei verschiedenen Keimarten an verschiedenen Punkten der Entwicklung; sie mag manchmal bis ins Ei zurückgelegt sein. Aber selbst dann spricht viel dafür, daß die richtige Lagerung und Proportion der früh bestimmten Anlagen nach demselben epigenetischen Prinzip zustande kommt, durch determinierende Wirkung der Teile aufeinander. Die Rollen der Selbstdifferenzierung und der abhängigen Differenzierung sind wahrscheinlich während der verschiedenen Perioden der Entwicklung verschieden.«

Also schon im Organismus jedes Individuums vollzieht

¹⁾ Von uns hinzugefügt

sich unabhängig vom Geschlecht ein unausgesetzter schöpferischer Prozeß, der aber in seinem Endergebnis nicht nur durch die Erbfaktoren allein bestimmt wird. Wir hören nun weiter (4): »Ferner für die fertige Ausbildung und Erhaltung von Muskeln, Knochen und vielen körperlichen und geistigen Eigenschaften spielt die fördernde Wirkung des Gebrauches (von uns gesperrt) eine große Rolle. Im Gegenteil führt der Nichtgebrauch zu Verkümmern und Schwund (von uns gesperrt). Diese Art der Beeinflussung der Organismen ist eine der wichtigsten. Sie stellt nach Roux die dritte Periode der Entwicklung dar, in der die funktionelle Reizgestaltung durch direkte Bewirkung der äußeren Faktoren vorherrscht. Trotz der erblichen Fixierung der Norm der einzelnen Reaktionsweisen werden eine Fülle von Organen des menschlichen Körpers ihre charakteristische Prägung und volle Ausbildung erst durch die jedesmalige individuelle Beanspruchung erhalten (von uns gesperrt). Das spezifisch erscheinende Auftreten von einzelnen Organismen bei gleichbleibenden Faktoren bedarf bei jedem einzelnen individuellen Entwicklungsprozeß immer wieder von neuem der Gestaltung (von uns gesperrt), ein Umstand, der dadurch bewiesen wird, daß durch Aenderung der Milieuverhältnisse oder durch Änderung der funktionellen Beanspruchung gleich eine Typenänderung (von uns gesperrt) eintritt. Wir betrachten als ontogenetisches Entwicklungsziel die Organisations- und Anpassungsvollkommenheit. Sie muß sich durch Anpassung an die äußeren Verhältnisse auf jeder Organisationsstufe verwirklichen und dadurch die vorteilhafteste Ausbildung des Organismus erreichen. Wir können also mit Weidenreich als zweifellos annehmen, daß der individuelle Gestaltungsanteil am Entwicklungsgeschehen sehr groß ist, und daß es unbedingt der Mitarbeit des Individuums bedarf, um durch die endgültige Gestaltung der in ihm vorhandenen zweckmäßigen Reaktionsweisen ein auch für die Umwelt zweckmäßiges Resultat zu erreichen« (von uns gesperrt). Hier haben wir sehr bedeutende Feststellungen biologischer Vorgänge, die sich mit den Ergebnissen unserer Forderung identisch erweisen. Auch wir

sind der Meinung, daß im Psychischen das »Training«, das unausgesetzte Üben eine Hauptrolle für die Entwicklung geistiger Fähigkeiten bildet und daß Nichtgebrauch zu Verkümmern und Verarmung des seelischen Lebens führt. Wobei uns zugleich die Entwicklung psychischen Lebens bedeutet: Ausbildung der Faktoren des Denkens und Gemeinschaftsempfindens. Von diesem letzteren pflegte man bisher unter den Begriffen Gemüt, Herz, Seele zu sprechen und vom Denken als Verstand und Vernunft, wobei man dem Manne vorwiegend das Denken, der Frau das Gemüt als »Haupt«-anlage zusprach.

Wie wir nun von der unzerstörbaren Einheit der Person ausgehen, die bei jedem alle zum Menschsein gehörigen Voraussetzungen in sich schließt unabhängig vom Geschlecht, so können wir auch nachweisen, daß durch »Änderung der Milieuverhältnisse oder durch Änderung der funktionellen Beanspruchung gleich eine Typenänderung eintritt«. Der Frauentypus im Entwicklungsgang der Menschheit hat unter dem jeweiligen Zeitideal und den jeweiligen Milieu- und soziologischen Verhältnissen immer jene Formen des Menschseins durch »individuellen« Gestaltungsanteil entwickelt, welcher das für die Umwelt zweckmäßigste Resultat darstellte, wobei stets der Gesichtspunkt vom Leben als tragender Qualität als Kriterium nachzuweisen ist.

An dieser Stelle liegt das besondere Interesse der Individualpsychologie an der Frage vom Wesen der Begabung, des Talentes, des Genies, des Schöpferischen schlechthin. Wenn wir Begabung als Allgemeinbegriff nehmen und Talent-Genie als Bezeichnungen, welche einen Gradunterschied darstellen, so ist die Frage zu klären, warum das Genie so verhältnismäßig selten, das Talent häufiger und der Durchschnittsmensch am häufigsten ist, und was diese Dinge mit der Frage des »training« in bezug auf die große Leistung zu tun haben. Der körperliche Organismus in seiner mehr oder weniger großen Differenziertheit hat sicherlich auch einen gewissen Anteil an Inhalt und Entwicklung dieser Frage, aber das festzustellen ist zunächst nicht Aufgabe der Individualpsychologie. Sie hat es in erster Linie mit den seelischen Begebenheiten zu tun, wengleich sie bereits das Wesen der Conversion (des Ueberganges seelischer Vorgänge in körperliche und umgekehrt) erfolgreich bearbeitet. Wir wenden uns zum Zwecke der Erforschung des Problems wie schon so oft in der psychologischen Betrachtung zunächst dem kranken In-

dividuum zu, das uns auf den Weg zur Behandlung und damit der Erforschung und der Erfahrung zwingt. Die Arbeitsergebnisse der italienischen Aerztin Dr. Maria Montessori in Rom sind hier an erster Stelle zu nennen. Sie beziehen sich auf die Frage des »training« und die Entwicklung des Gemeinschaftsgefühles. Über die Entstehung ihrer Methode finden wir folgende Schilderung (15):

»Maria Montessori war Hilfsärztin an der psychiatrischen Klinik in Rom. Unter den ihr anvertrauten Kranken erweckten die schwachsinnigen Kinder, die sich in der Klinik befanden, ihr tiefstes Mitgefühl. Gab es denn keinen Weg, ihre müden Seelen zu erwecken, auch sie an der Schönheit und Kraft des Lebens teilnehmen zu lassen? Sie beobachtete die armen Kleinen unablässig und kam zu der Überzeugung, daß es galt, die Sinne der Kinder zu entwickeln und aufnahmefähig zu machen, um die geringen Kräfte ihres Verstandes zur Entfaltung zu bringen. Die . . . Spielzeuge, die sie erdachte, waren so beschaffen, daß die Betätigung der Kinder an ihnen gleichzeitig Sinnesübungen waren. Zwei Jahre lang beschäftigte sie sich von morgens bis abends mit ihren Kindern. Sie lernten nach der besonderen Methode, die die Erzieherin, stets den Bedürfnissen der Zöglinge folgend, während des Unterrichtes herausgearbeitet hatte, bald Schreiben, Lesen und die Anfangsgründe des Rechnens. Dem Wunsche der jungen Ärztin, daß ihre Zöglinge mit gleichaltrigen Schülern der Volksschule zusammen geprüft werden sollten, wurde stattgegeben. Die Tatsache, daß die armen, schwachsinnigen Kinder in ihren Schulleistungen nicht hinter den normalen zurückstanden, erweckte in weiten Kreisen Erstaunen und Bewunderung. Die erfolgreiche Lehrerin aber kam nicht über die Frage hinweg, wie es um die geistige Förderung der normalen Kinder bestellt sei, wenn es möglich war, daß ihre unglücklichen Zöglinge scheinbar die ungeheure Kluft zwischen einem kranken und einem gesunden Gehirn hatten überbrücken können. Schlug man vielleicht einen falschen Weg beim Unterrichte der normalen Kinder ein und hemmte ihre Entwicklung, anstatt sie zu fördern? Sie entschloß sich, ihren Beruf aufzugeben und die Erziehungswissenschaften, besonders Experimentalpsychologie, zu studieren. Nachdem sie auf Reisen in Deutschland, Frankreich und England die Einrichtungen für Erziehung und Unterricht normaler Kinder kennengelernt hatte, begann sie durch Beobachtung und Versuche an normalen Kindern den Weg

zu suchen, der dahin führen sollte, allen Kindern die Möglichkeit zur vollen Entfaltung ihrer Anlagen und Fähigkeiten zu gewährleisten. 1907 wurde in Rom das erste »Haus der Kinder« nach ihren Erziehungsgedanken eingerichtet. Schüler und Mitarbeiter fanden sich ein, die Versuche wurden fortgeführt und erweitert. Neue Häuser der Kinder entstanden in italienischen Städten, in der Schweiz, in England, Holland, Spanien, Frankreich, in den skandinavischen Staaten, in Nordamerika und Australien, in Indien und Japan und Deutschland.«

Die tiefste Erkenntnis bei den empirischen Versuchen und ihren Erfolgen, also das wissenschaftliche Kennzeichen, »das uns genau die richtigen und natürlichen Mittel für die Betätigung des Kindes erkennen läßt« war: daß »die Stetigkeit und Dauer der Aufmerksamkeit« das Entscheidende für die Leistungsfähigkeit ist. »Je jünger das Kind ist, desto schwerer wird es ihm, seine Aufmerksamkeit lange Zeit auf den gleichen Gegenstand zu heften. Die Tätigkeiten im Haushalt und im Garten sind sehr geeignet, die Willenskraft der Kinder zu stärken, sie an freiwilliges, längeres Verweilen bei einer Arbeit zu gewöhnen und die Fähigkeit, längere Zeit ihre Aufmerksamkeit auf denselben Gegenstand zu lenken, zu erziehen.« Sogar bei schwachsinnigen Kindern kommt man bei dieser Methode zu Betätigungen, welche die Leistung des Durchschnittsmenschen aufweisen.

In Zusammenhang mit diesen Klärungen von der Wichtigkeit rechtzeitiger früher Leitung steht die individualpsychologische Erkenntnis, daß die Zielrichtung, der Lebensplan in seiner Anlageform, die ideelle Leitlinie, das Zeichen von Ermutigung oder Angst bereits in den ersten 2—3 Lebensjahren bestimmt und damit eine gewisse Entwicklungstendenz gegeben ist, die solange innegehalten wird, bis tiefgehende Wirkungen ihre Richtung verschieben.

Das Ergebnis einer Lebensarbeit in unserer Richtung liegt ferner in den Versuchen des jetzigen Direktors Bakule (16), Prag, der unter den Gesichtspunkten, daß die Schule versäume, die »schöpferischen Kräfte im Kinde« zu entfalten, als junger Lehrer einen unerhört neuen Weg der Erziehung mit geradezu beispiellosen Erfolgen beschritt, wobei unter anderem auch an Verkrüppelten eine Erziehungsarbeit geleistet wurde, deren Erfolg das Wort Bakules rechtfertigt: »Ich hörte auf an angeborene Begabung zu glauben.«

Auch hier findet sich das Ziel der Individualpsychologie:

verstärkter Wirklichkeitssinn, Verantwortlichkeit, Ersatz der latenten Gehässigkeit durch gegenseitiges Wohlwollen, . . . durch die bewußte Entfaltung (training) des Gemeinschaftsgefühles . . . als eines Mittels, um alle schöpferischen Kräfte des Menschen — sowohl im Denken wie im Gemeinschaftsempfinden — bei allen zu erwecken — durch die Praxis bestätigt. Alle diese Angaben zeigen jedoch zunächst nur den minderwertigen, schwachen oder scheinbar unbegabten Menschen, bei dem man durch großes Training innerhalb der Wirklichkeit des Lebens — nicht auf staubiger Schulbank — die Sinne schärfte und erweckte.

Aber weder Talent noch Genie sind in diese Betrachtungsweise mit hineinbezogen.

Natürlich stehen wir auf diesem Gebiete noch am Anfange unserer Forschung, aber immerhin läßt sich von unserem Standpunkte aus zu diesen Dingen einiges Material beibringen, wobei die Biologie mit ihren Ergebnissen ebenfalls wertvolle Dienste tut.

Zunächst sind auf dem Gebiete der Musik die theoretischen und praktischen Arbeiten Heinrich Jacobys (17) beachtenswert. Bei diesen Versuchen liegt neben den durch Praxis erbrachten Beweisen die Behauptung vor, die aussagt, daß es eine »angeborene« musikalische oder unmusikalische »Anlage« nicht gibt. Vielmehr weist Jacoby nach, daß die Musikalität j e d e m als Ausdrucksmittel gegeben ist und wie das Laufen von j e d e m gelernt werden kann. Jacoby ist der Meinung, daß Musik ein energetischer Vorgang ist, und diesem »liegen nicht Kunstregeln, sondern allgemeine gültige, jedem zugängliche, und von jedem erlebbare Gesetze zugrunde«. Auch seine ganzen Erfahrungen formen sich zu denselben Gedanken, Axiomen und Kategorien wie in der Individualpsychologie, die da spricht vom Wesen des Mutes, des Training, der Entmutigung. Jacoby ist der Meinung, daß die meisten »Unmusikalischen« »durch Gedankenlosigkeit und Ungeschicklichkeit ihrer Umgebung bereits in früher Kindheit Entmutigte« sind. Wenn man zu all diesen kleineren Versuchen noch die umfangreichen und bedeutungsvollen Forschungen Alfred Adlers über »Organminderwertigkeit« nimmt, die den Ausgangspunkt der Individualpsychologie bildeten, so haben wir ein allmählich sich rundendes Bild, das aufzeigt, in welchem ungeheuren Maße die Seele, als Organ der Sicherung, neben ihren a priori gegebenen Möglichkeiten einerseits Minderwertigkeiten des Organismus im Psych-

schen kompensiert, und wie nahe andererseits Organminderwertigkeiten, Training und Mut mit Leistung, ja wahrscheinlich auch mit großer Leistung zusammenhängen. Mut aber ist gleichbedeutend mit Entfaltung des Gemeinschaftsempfindens.

Was im übrigen die musikalische Fähigkeit betrifft, so sind gerade Kulturbologen darüber einig, daß Musikbegabung bei den meisten primitiven Völkern, besonders z. B. bei den Negern zu finden ist. Lenz (18) sagt u. a. von nichteuropäischen Rassen, daß sie hohe Fähigkeiten entweder auf musikalischem Gebiete, dem Gebiete des »Sich-einfühlens« oder auf dem Gebiete der »malerischen und bildnerischen Begabung« haben. Beim Orient jedenfalls können wir im allgemeinen eine stärkere Ausbildung des »Sich-einfühlens«, beim Okzident dagegen die Ausbildung des Denkens, und dadurch vor allem die Ausbildung der messenden Naturwissenschaften feststellen. Belangreich ist, daß im Osten wie im Westen das Mittel des Experimentes ausschlaggebend war. Aber während im Westen das rationale Experiment »als Mittel zuverlässig kontrollierter Erfahrung, ohne welches die heutige empirische Wissenschaft unmöglich wäre« zu den messenden Naturwissenschaften führte, war dasselbe Mittel im Osten als psychologisches Experiment z. B. im Dienste der asketischen Technik des Yogi der Weg zur Entwicklung einer anderen Kulturform.

Aber nicht nur die musikalische Mitteilungsfähigkeit scheint uns ein Instrument menschlicher Mitteilung und Betätigung apriori zu sein, sondern die Kunst schlechthin. Und wenn sich durch wissenschaftliche Arbeit eindeutig unsere Auffassung erweisen sollte, in welchem Maße Talent und Genie systematisch zu entwickeln wären, so müßte die Praxis in Vergangenheit und Gegenwart bereits heute Beweise für die Möglichkeit unserer Behauptung liefern können, weil sich die Menschheit im großen und ganzen nur die Aufgaben stellt, die sie zu lösen imstande ist. (Nach K. Marx).

In einem bemerkenswerten Buche: »Die methodische Entwicklung der Talente und des Genies« kommt weiterhin Dr. Alfred Hock (19) an Hand eines reichen Beweismaterials genau zu denselben Schlüssen wie die Individualpsychologie. Seine Erkenntnisse bauen sich auf biologischer Arbeit auf. Auch er glaubt beweisen zu können, »daß die angeborenen Determinationsfaktoren, welche die große Leistung ermöglichen, unter den Menschen weit verbreitet sein müssen, viel

weiter verbreitet, als gewöhnlich angenommen wird«. Vorbild und Nachahmung sind ihm ebenfalls wesentliche Richtlinien, ebenso die Tatsache des Training und des Fleißes. Er berichtet: »Rafael war der Sohn eines Malers, unter Farbentöpfen aufwachsend, als gäbe es auf der Welt keine andere Tätigkeit. Mozarts, Bellinis, Beethovens Väter waren Berufsmusiker und unterrichteten ihre Kinder in der Musik seit der frühesten Kindheit. Letzterer hatte in Bonn den jungen Mozart gehört und beschloß, weil in materiellen Nöten, aus dem Sohne, der schon frühzeitig deutliche Anzeichen seiner Begabung aufwies, ein Wunderkind nach dem Muster Mozarts zu machen. Unaufhörlich mußte der kleine Ludwig am Klavier üben, und selbst des Nachts wurde er von dem spät aus dem Wirtshaus heimkehrenden Vater ans Klavier geschleppt. Wir sehen hier, nebenbei bemerkt, eine Methode angewendet, wie sie oft mit Erfolg bei der Dressur von Tieren gebraucht wird.« (Alfred Adler: »Ideelle Richtlinie und neurosenfreie Haltung.«) Bei Mozart sucht Hock nachzuweisen, daß es sich hier schon gar nicht mehr um die Leistung eines Individuums handelt, sondern um diejenige zweier Menschen, zweier Generationen: Vater und Sohn. »Mozarts große Leistung besteht darin, daß er der Menschheit seine unstreblichen Tonschöpfungen schenkte. Die Aufgabe, die sich sein Vater gestellt hatte, lautete anders: aus seinem Sohne einen großen Musiker zu machen. Mit größter Beharrlichkeit und leidenschaftlichem Eifer hat der alte Mozart, ohne je in seinem Streben zu erlahmen, dieses Ziel bis zu seinem Tode verfolgt. Die Einsicht in die richtigen Mittel zu diesem Ziele, eine Folge seiner hohen musikpädagogischen Kenntnisse und eines eindringenden scharfen Verstandes, bot die Möglichkeit des Gelingens. Leopold Mozart, von entschiedenster Neigung zur Musik beseelt, komponierte auch selbst und schrieb ein Jahr vor seines Sohnes Geburt einen Versuch einer gründlichen Violinschule, der als der beste seiner Zeit galt. Nichts konnte unter solchen Umständen näherliegen, als die musikpädagogischen Probleme, die ihn so lange beschäftigt hatten, bei seinen Kindern zu erproben und diesen die Früchte seines reiflichen Nachdenkens zukommen zu lassen. Wir sehen Leopold Mozart daher von Anfang an damit aufs allereifrigste beschäftigt. Nur diesem einen Ziele zustrebend, bringt er seinem Sohne in einer unglaublich frühen Lebensperiode die Grundlage für ein tüchtiges musikalisches Schaffen bei. Die ganze Kindheit und Jünglingszeit Mozarts ist durch

Einfluß des Vaters in eine musikalische Atmosphäre förmlich eingehüllt, wozu noch der Mangel an geistiger Ablenkung in dem damaligen Salzburg beitrug. »Mozart hätte in der ganzen Welt keinen Lehrmeister oder Erzieher wie seinen Vater finden können«, äußerte einer der intimsten Freunde der Familie, der Musiker Schachtner. Und wirklich! Man ist versucht zu glauben, daß der Unterricht durch den Vater gleich nach der Geburt begonnen haben müsse, wenn man erfährt, was Mozart bereits mit vier Jahren am Klavier leistete. Als er sechs Jahre alt war, unternahm der Vater bereits mit ihm und der zehnjährigen Schwester Konzertreisen nach Wien und München, wo ihr Spiel ungeheuren Beifall weckte.

Wie ganz und gar Leopold Mozart der musikalischen Erziehung seines Sohnes zugewandt war, berichtet Schachtner ebenfalls: »Im Alter von vier bis fünf Jahren komponierte Mozart ein Konzert für Klavier. Wir lachten anfangs über diese scheinbare Gallimathias, aber der Papa fing hernach seine Betrachtungen über die Hauptsache, über die Noten und über die Komposition an. Er hing lange Zeit steif mit seiner Betrachtung an dem Blatte, endlich fielen zwei Tränen, Tränen der Bewunderung und Freude aus seinen Augen. ‚Sehen Sie, Herr Schachtner,‘ sagte er, ‚wie alles richtig und regelmäßig gesetzt ist, nur ist es nicht zu brauchen, weil es so außerordentlich schwer ist, daß es kein Mensch zu spielen imstande wäre.‘ . . . Ein anderes Mal sagte Wolfgang: ‚Herr Schachtner, Ihre Geige ist um einen Viertelton tiefer gestimmt als meine da; wenn Sie sie doch so gestimmt ließen, wie sie war, als ich das letzte Mal darauf spielte. Ich lachte darüber, aber Papa, der das außerordentliche Gedächtnis und Tongefühl seines Kindes kannte, bat mich, die Geige zu holen, um zu sehen, ob er recht hätte. Ich tat es, und richtig war’s.‘ Der Unterricht wurde ununterbrochen, selbst auf Reisen, mit größter Sorgfalt vom Vater fortgesetzt; mit sechs Jahren bereits auch in Violine und in den Anfangsgründen der Komposition, mit sieben Jahren Orgelunterricht. Schon damals ließ ihn der Vater auch Symphonien fürs Orchester schreiben. Auch auf die sonstige geistige Ausbildung seiner Kinder war der Vater bedacht und machte sie auf Reisen auf alle Sehenswürdigkeiten aufmerksam. Als später der junge Wolfgang zum ersten Male allein in die Fremde zu gehen sich anschickte, war längst alles für die Erreichung eines großen Erfolges vorbereitet: die beharrlichsten Übungen auf der Geige und auf

dem Klavier waren vorhergegangen und eine Reihe Kompositionen, in zahlreichen Reinschriften zu kleinen Büchern gebunden, lag bequem verpackt für Aufführungen oder Geschenke bereit. Unermüdlich sehen wir den Vater beschäftigt, dem Sohne die Wege zu bahnen und ihm genau zu zeigen, wie er es zu machen habe, um den Zweck seiner Reise zu erfüllen.«

Große Werke, die nicht nur der Arbeit eines einzelnen zuzuschreiben sind, können wir mehrfach in der Geschichte nachweisen. Am wesentlichsten ist für uns ein Bericht des englischen Philosophen J. St. Mill über das Verhältnis seiner Frau und seiner Stieftochter zu seiner Arbeit: Er schreibt (19): »Wenn zwei Personen in ihrer Denkweise und ihren Spekulationen vollkommen übereinstimmen, wenn alle Gegenstände des intellektuellen oder moralischen Interesses von ihnen im täglichen Leben erörtert und geprüft werden, wenn sie von denselben Prinzipien ausgehen und durch gemeinsam verfolgte Prozesse zu ihren Schlüssen gelangen, so ist es hinsichtlich der Originalitätsfrage von geringem Belange, wer von ihnen die Feder führt. Derjenige, der am wenigsten beiträgt, hat vielleicht den weitaus größten Anteil an den Gedanken; die Schriften, die so geschaffen werden, sind das vereinigte Produkt von beiden, und es muß unmöglich werden, mit Sicherheit jedem seinen Anteil an dem Ganzen zuzuschreiben. In diesem weiteren Sinne waren nicht nur während unseres ehelichen Lebens, sondern auch während der vielen vorausgegangenen Jahre unserer vertrauten Freundschaft alle Schriften, die ich veröffentlichte, ebensogut ihr Werk, wie das meinige, indem ihr Anteil mit jedem Jahre zulegte, während ich für mich keinen größeren Anteil daran beanspruchen kann, als an jedem anderen Gedanken, den ich in früheren Schriftstellern gefunden und nur dadurch zu meinem Eigentum gemacht habe, daß ich ihn zu meinem Gedankensystem einverleibte.« . . . »Die Frau, deren Genius, während er auf dem Gebiete des Denkens wuchs und sich entfaltete, stets lange vor mir Wahrheiten auffand, in welchen ich nicht wie bei anderen eine Beimischung von Irrtum zu entdecken vermochte. Das Kapital der politischen Ökonomie, das am meisten Eindruck machte, nämlich das über die Zukunft der arbeitenden Klassen, rührt ganz von ihr her.« . . . »Wer immer meiner oder der von mir geleisteten Arbeit gedenken mag, wolle nie vergessen, daß er in letzterer nicht das Produkt eines einzigen Geistes, eines einzigen Bewußt-

seins vor sich habe, sondern das von Dreien. Sie hat mir eine Tochter hinterlassen, meine Stieftochter, deren stets zunehmende und reifende Talente vom Tage unseres großen Verlustes an bis heute denselben großen Zielen zustrebten.«

Und ein moderner Schriftsteller, John Galsworthy (20) teilt im Vorwort seines Buches mit: »Meiner Frau widme ich die Forsyte Saga in ihrer Gesamtheit, nach meiner Überzeugung das wenigst Unwürdige meiner Bücher, denn ohne ihre Ermutigung, Freundschaft und Kritik hätte ich nie auch nur der Schriftsteller werden können, der ich bin.« Sehr wesentlich ist hier das Bekenntnis, w i e nötig die Ermutigung ist und die Tatsache, daß in unendlich vielen Fällen der schöpferische Anteil der Frau an Werken des Mannes nicht bekannt sein dürfte. Nehmen wir dazu noch ein willkürlich gewähltes Beispiel:

»Die weibliche Abteilung des amerikanischen Arbeitsministeriums in Washington, an deren Spitze Miß Mary Anderson steht, hat sich der großen Mühe unterzogen, sämtliche Akten des Patentamtes der Vereinigten Staaten daraufhin durchzusehen, wie groß der Prozentsatz der Frauen unter den Erfindern ist, deren Erfindungen patentamtlich geschützt worden sind. Sie wählte für diese Untersuchung die Zeitspanne der letzten zehn Jahre und fand, daß die 5000 Patente, die während dieser Zeit an Frauen erteilt wurden, nicht ganz 2 v. H. der Gesamtzahl der während dieses Zeitraumes überhaupt patentierten Erfindungen ausmachten. Bemerkenswert ist dabei, daß in den gesamten 105 Jahren von 1790 bis 1895 im ganzen nicht einmal 5000 Patente an Frauen erteilt wurden und daß man von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ein Anwachsen der Zahl der Erfinderinnen feststellen kann.

Da die patentamtliche Erfinderliste der Vereinigten Staaten nur den Vor- und Nachnamen, nicht aber das Geschlecht der Patentträger angibt, so wurden als Erfinderinnen nur solche Personen angesehen, aus deren Vornamen ihre Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht zweifellos hervorging.

Es ist immerhin nicht uninteressant, daß das allererste Patent, das ein Amerikaner von der britischen Regierung erhielt, einem Pflanze, Thomas Masters aus Pennsylvanien, für eine neue Erfindung zur Reinigung und Frischerhaltung von Mais »nach den Angaben seiner Frau Sybille« erteilt wurde. Jedenfalls galt es damals noch unweiblich, sich eine Erfindung patentieren zu lassen; und ganz überwunden ist diese An-

schauung auch heute noch nicht. Der allgemeine Glaube, daß Frauen keinen Erfindergeist besitzen, trägt sicherlich dazu bei, ihr Selbstvertrauen herabzudrücken und sie daran zu hindern, ihre Erfindungen anzumelden, oder läßt sie sich gar bei etwaiger Meldung hinter einem männlichen Familienmitglied verstecken.

Ferner ist in Betracht zu ziehen, daß der Mangel an Zutrauen in die technischen und wissenschaftlichen Fähigkeiten der Frau diese, trotz bestehender Gleichberechtigung, auch in Amerika noch vielfach aus den technischen und wissenschaftlichen Berufen fernhält, so daß der Anteil der Frau an den eigentlichen »Erfinderberufen« auffallend gering ist. Ein erstaunliches Ergebnis der Untersuchung war übrigens, daß sich unter den Erfinderinnen, wie auf briefliche Anfrage mitgeteilt wurde, eine recht erhebliche Anzahl von Frauen ohne höhere Bildung befand. Der Trieb, neue Wege zu finden, um langgehegte Wünsche zu befriedigen, machte sich eben überall fühlbar. Die Waschfrau erfindet ein Waschbrett, das die Hände schont und die Arbeit des Reibens erleichtert. Die Krankenpflegerin erfindet eine Methode, die Pflege Bettlägeriger zu verbessern. Der Reisende erfindet Sicherheits-signale auf der Eisenbahn, Rettungsgürtel usw.

Es ist sehr aufschlußreich, die Listen der an amerikani-sche Frauen verliehenen Patente daraufhin anzusehen, auf welchen Gebieten die Erfinderinnen sich hauptsächlich be-tätigt haben.

Von den 5000 Patenten, die in den zehn Stichjahren an Frauen gegeben wurden, bezogen sich 221 oder 4,4 v. H. auf die Landwirtschaft, und von diesen entfielen wiederum 71 auf den Ackerbau und die dazu nötigen Maschinen. Man erkennt bei genauer Durchsicht, daß die Frauen in allen der Land-wirtschaft dienenden Gebieten der Vereinigten Staaten und auf allen erdenklichen landwirtschaftlichen Betätigungsfeldern Erfindungsgeist bewiesen haben. Die meisten dieser Erfinderinnen waren selbst in der Landwirtschaft tätig. Auf die Frage, wie die Erfinderin eines praktischen Kunstdünger-verteilers, eine Frau aus Florida, auf ihre Idee gekommen sei, antwortete sie: »Wahrscheinlich aus angeborener Faulheit. Ich mochte mich nicht fortwährend bücken, da kam mir der Gedanke des Verteilers.«

Klein ist die Zahl der Erfindungen auf den Gebieten des Bergbaues und der Verhüttung von Metallen. Die 11 Patente,

die hier von Frauen genommen wurden, sind zweifellos alle das Ergebnis wissenschaftlicher Laboratoriumsarbeit.

Um so bedeutsamer ist die rasche Zunahme der Erfindungen auf dem weiten Felde der Industrie, das mehr und mehr von Frauen erobert wird. Alle Erfindungen, die in den Bereich des Haushaltes gerechnet werden können, sind hier ausgeschaltet. Trotzdem bleibt noch genug übrig. Fünfzig verschiedene Gewerbe haben bereits aus weiblichem Erfindergeist Vorteil gezogen, unter ihnen einige technisch besonders hoch entwickelte, wie die Farbenindustrie und der Maschinenbau.

Ganz besonders groß aber ist die Zahl der Erfinderinnen auf dem Gebiete des Hausbaues, wo sie sich allerdings mit Vorliebe der Innenausstattung und kleinen Verbesserungen an Fenstern, Türen und Heizkörpern zuzuwenden scheinen.

Bei der starken Beteiligung der amerikanischen Frauen am Automobilverkehr nimmt es nicht wunder, daß sie mit 104 Erfindungen an der Verbesserung des Autos beteiligt sind.

Das Lieblingsfeld erfinderischer Frauen aber ist der Haushalt. Auf ihn entfallen allein 28 v. H. der in den zehn Stichjahren gemachten Erfindungen. Der Vorwurf, daß die Frau nicht genügend zu den arbeitsparenden Methoden im Haushalt beigesteuert habe, scheint beim Durchlesen dieser Listen wirklich widerlegt. Am stärksten hat sich die Amerikanerin auf dem Gebiete der Küchenausstattung betätigt, dann folgt die Wäsche und alles, was damit zusammenhängt, dann Hausreinigung, Kinderstuben-, Badezimmer-, Schlaf-, Wohn- und Speisezimmereinrichtung. Der Näherei und ihrer Erleichterung dienen 61 Erfindungen, der Ausnutzung elektrischer Kraft im Hause 33.

Selbstverständlich hat auch der Wunsch nach Verbesserung und Verschönerung der Kleidung den Frauengeist zu einer großen Reihe von Erfindungen angeregt. Ganz besonders aber tritt die weibliche Eigenart hervor in der ungewöhnlich großen Zahl von Erfindungen auf dem Gebiete der Unfallverhütung und der Gesundheitspflege.« (Nach einem Bericht von Professor Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner, Mannheim (21).

Und wenn wir alle diese Betrachtungen verbinden mit der Anschauung von Frobenius, der annimmt, »daß hohe Kulturen durch die eigenartigen Mischungen von vaterrechtlichen und mutterrechtlichen bzw. männlichen und weiblichen Gesamtseelenstrukturen entstehen«, so wissen wir, daß wir unse-

ren Begriff vom Schöpferischen als einer nur dem Manne zukommenden Ausdrucksform grundlegend zu ändern haben.

Kehren wir nun noch einmal zur Biologie zurück und wenden wir uns für unseren Zweck zu dem Entwicklungs- und Vervollkommnungsproblem, zu der Frage, ob es im Biologischen und der Menschheit überhaupt Entwicklung und Vervollkommnung gibt oder ob seit Urbeginn der Menschheit alles beim alten geblieben ist. Hier kommt die Biologie vorab zu denselben Schlüssen wie die Soziologie, daß nämlich »in der Planlosigkeit des Naturgeschehens ein solcher Gedanke keine Daseinsberechtigung habe, da das Differenzierte nicht vollkommener als das Einfache ist«²⁵). Die Gedanken vom Entwicklungs- und Vervollkommnungsproblem können also nur auf das Menschenleben anzuwenden sein.

Nun ist aber bei der Tatsache, daß der Mensch ein relativer Dauertypus ist, daß auch bei ihm eine unbegrenzte Differenzierung nicht von der Natur vorgenommen wurde, auch vom psychologischen Standpunkte aus Halt zu machen.

Eine unbegrenzte Zunahme von Differenzierungen, die es nirgendwo im uns bekannten Weltallgeschehen gibt, hätte offenbar zu »immer absonderlicheren, bizarreren Gestalten« und damit zum Untergang führen müssen, was auch tatsächlich z. B. bei manchen Endgliedern von Tierreihen zu beobachten ist (4).

Da aber das Leben als tragende Qualität — der Gesichtspunkt, den die Individualpsychologie zum Arbeitsprinzip ihrer Erkenntnisse macht — notwendig auch für sich selbst Sicherungen schaffen mußte, so entwickelte es neben der Differenzierung die Tatsache der Zentralisation, eines Prinzipes, welches zuerst von Goethe erkannt und in den Mittelpunkt der Untersuchung gerückt wurde. Dieser morphologische Vervollkommnungs- und Zentralisationsbegriff schlug bei unseren Untersuchungen u. a. um in den psychologischen von der unzerstörbaren, unteilbaren Einheit der Person.

Vom biologischen Standpunkt des Gestaltlichen aus — individualpsychologisch gesehen: der Einheit der Persönlichkeit — besteht die Zentralisation nach Victor Franz (22): »in der Gruppierung der vorhandenen, durch Differenzierung entstandenen Teile um gewisse Punkte als Zentren, sei es um einen Punkt oder um einige, doch selten viele«, oder nach demselben Autor anders ausgedrückt »in der Vereinigung vorhandener Teile zu Einheiten«. So geht z. B. bei Tiergestalten aus gleichmäßig metamerierten (im gleichen Niveau

angeordnet)¹⁾ Formen eine Zentralisation vor sich, die in der Ausbildung von Kopf, Brust und Hinterleib gipfelt und die parallel mit der äußeren Körperform auch die Zentralisation der inneren Organisation zur Folge hat. So bildet das Nervensystem ein Hirn aus, das Herz gelangt zu immer stärkerer Zusammenziehung auf einen Punkt, es treten an Stelle der anfänglich zahlreichen, über die ganze Körperlänge verteilten Nierenorgane örtlich beschränkte und entsprechend vergrößerte; der Darm bekommt ein gewisses, sich immer schärfer abhebendes Zentrum durch Ausbildung des Magens usw.« (4).

Sobald wir aber das Differenzierungs- und Zentralisationsproblem im Zusammenhang mit dem Gestaltproblem bringen, entsteht in der Biologie die Frage (4): Welche Form erscheint dem menschlichen Auge annehmbar, schön, harmonisch vollkommen? Die Antwort ist leicht zu geben. Für das menschliche Auge sind ausgeglichene, d. h. differenzierte und zentralisierte Gestalten, die einen gewissen Rhythmus darstellen, die vollkommeneren. Hier liegt offenbar ein Gesetz menschlichen Lebens vor, das irgendwie mit der Kunst und dem Bedürfnis nach Selbstgestaltung zusammenhängt — insofern das Spannungsverhältnis im Individuum, das immer nach Ausgleich drängt, sich dennoch diese Spannung irgendwie im konzentrierten Schaffen als Erinnerung und Merkmal einer Entwicklung aufbewahren will, um einerseits an dieser Gestaltung, die etwas deutlicher Handgreifliches, nicht wie das Wort Verflüchtendes ist, seinen Mut stets von neuem zu entzünden und um andererseits die Kultur in ihrem Entwicklungsgang — Aufspeicherung von Wissen und Leistung als Erinnerungsbild — in der konzentrierten Kunstform von Differenzierung und Zentralisation als Ausdruck des jeweilig erreichten Zustandes oder Abschlusses der jeweiligen unendlichen Aufgabe: Leben weiter zu führen. Wobei wir wohl feststellen können, daß »Schönheit«, sagen wir das »Künstlerische« irgendwie auch mit dem Begriff der Zweckmäßigkeit zusammenhängt, vielleicht sogar kaum von ihm zu trennen ist.

Schön ist im Sinne Goethes ein Geschöpf, ein Werk, eine Leistung, wenn der ihm eigentümliche Charakter vollkommen ausgeprägt ist, wobei »zu solchem vollkommen ausgeprägten Charakter zugleich gehört, daß der Bau der verschiedenen Glieder eines Geschöpfes (eines Kunstwerkes, einer Leistung ...)

¹⁾ Von uns hinzugefügt.

(von uns zugefügt) dessen Naturbestimmung angemessen und also zweckmäßig ist«.

Ist nun aber, wenn wir den Organismus vom morphologischen Standpunkt aus betrachten, die aus rein ästhetischem subjektivem Gefühl entsprungene inhaltliche Bestimmung und Wertung des Vervollkommnungsbegriffes etwas Objektives? Und kann sie uns zum Ausgangspunkt von Betrachtungen werden? Die Biologie sagt (4): »Der rein morphologische Vervollkommnungsbegriff muß ein subjektiver bleiben, denn wir kennen kein wertendes oder Zwecke verfolgendes Naturprinzip, dem die eine Form mehr gälte als die andere. Nur die Annahme, daß Differenzierung und Zentralisation den Organismus in seiner Lebenbetätigung fördert, könnte das morphologische Prinzip zu einem objektiven gestalten« (von uns gesperrt).

An diesem Punkte setzt nun bei den Ergebnissen der biologischen Forschungen ihrerseits die Individualpsychologie ein, um erstens zu behaupten, daß sie Begriff und Inhalt der Zentralisation — denjenigen der Einheit der Person — deren Ausdrucksorgan für sie in erster Linie die Psyche ist, vom Standpunkte des Lebensprinzips erforschte. Morphologisch, vom Gestaltprinzip, von der Einheitlichkeit der Persönlichkeit ausgehend, hat sie den Nachweis geführt, daß die geschlossene, ausgeglichene Einheit der Person, welche die Beherrschung und Kenntnis der psychischen Gesetzmäßigkeiten zur Voraussetzung hat, eben durch rhythmische Zentralisation und Differenzierung das Leben in seiner Betätigung fördert, weil es die Nervosität ausschaltet und den Mut zur Leistung und Arbeit dafür einsetzt. So daß durch diese Betrachtung: der Einheit Mensch mit ihren Inhalten — vom Standpunkte des Lebenswertes aus — die Individualpsychologie das subjektive morphologische Prinzip zu einem wissenschaftlich objektiven umwandelte. Sie hat damit einen erheblichen Beitrag zum Problem der Persönlichkeit in seiner individuellen und kulturgeschichtlichen Struktur geliefert und weiterhin zur Klärung der Probleme der sogenannten Vererbungsgesetze der geistigen Fähigkeiten beigetragen, von denen die Biologie (4) noch glaubt, daß sie im Dunkeln liege.

Und gerade wenn die Biologie heute zu dem Ergebnis kommt, »daß nicht die alte Bausteinklehre recht hat, welche glaubt, daß durch die Leistungen der Teile an sich das Ganze erschöpfend bestimmt

wird, sondern daß auch das Ganze seinerseits die Teile bestimme«, so ist in bezug auf das Gestaltproblem der Anschluß der individualpsychologischen Forschung an die Biologie und umgekehrt gefunden. »Die Ganzheitskausalität des Organismus« von Driesch, der Begriff »des gestaltlich-funktionellen Gleichgewichtes« von W. Roux für die Größe und funktionelle Leistungskraft der einzelnen Organe oder der »Begriff von der Totalität des lebenden Körpers« von Heidenhain, sie deuten alle darauf hin, daß trotz einer bestimmten Variabilität und Differenzierung in Bau und Funktion durch eine gewisse Zentralisation die Einheitlichkeit der Formgestaltung erhalten bleibt. Dadurch wird auch die Überlegenheit der nach dieser Richtung hin gestalteten Organismen gegenüber den Individuen derselben Art, die Abweichung davon zeigen, gesichert.

Auch hier springt die Individualpsychologie mit ihrem ganzen Erfahrungsmaterial und den sich daraus ergebenden Theorien zu, und wir befinden uns wieder mitten im Problem der Persönlichkeit.

Diejenige biologische Zentralisation der Einheitlichkeit der Formgestaltung, welche die Überlegenheit im Daseinskampf davonträgt, indem sie keine Abweichungen zeigt, erweist sich als das individualpsychologische Prinzip von der Einheit der Persönlichkeit, das jeder Mensch als Voraussetzung des Menschseins hat, als dasjenige von der Unantastbarkeit des Persönlichkeitsgefühles, das seine tausendfältigen Spielregeln entwickelt — unabhängig vom Geschlecht — schöpferisch aus sich, in Notwendigkeit seiner Lebensverteidigung, die sich im »Charakter«, im »Lebensplan« offenbaren, die beide nichts Gewordenes, sondern ein ewig Werdendes sind, bis hin zur individuellen Stunde des Todes. Hier steckt die individualpsychologische Beweisführung von dem Nichtangeborenssein des Charakters. Und die Überlegenheit des Organismus bei normaler Differenzierung und Zentralisation gegenüber den Individuen der gleichen Art, die davon abweichen, ist bei uns die das Leben ohne Neurose gestaltende Persönlichkeit, die zutiefst im Gemeinschaftsgefühl gebunden ist, die gegebenenfalls auch den Mut zum »Durchschnittsmenschen« hat. Einheitlichkeit der Formgestaltung bleibt im Individuum erhalten, wenn es sich nicht anfressen läßt von Entmutigung und Überwertigkeit der ideellen Leitlinie, welche zur Paranoia und damit zur Zerstörung der Ichform führt. Damit wäre der erste Schritt zur

Erklärung des Persönlichkeitsproblem es vom Biologisch-Psychologischen her getan. Vergleichen wir mit dieser Tatsache des Gestaltproblems in seiner unzerstörbaren Einheit das große kosmische Geschehen, in dem das Gleichgewicht der Kräfte allein die unzerstörbare Einheit des Weltalls gewährleistet, so kämen wir hier auf den Weg vielleicht zum Aufbau einer »Metaphysik der Person« (23) (Allers), wie sie zunächst im Entwicklungsgang der Individualpsychologie noch nicht vorgesehen ist.

Das zweite große individualpsychologische Prinzip zur Erklärung des Persönlichkeitsproblems ist nun das der kausalfinalen Betrachtungsweise, einer Auffassung, welcher man den Charakter der Objektivität wissenschaftlich noch nicht zubilligen will.

Die Individualpsychologie behauptet, daß ohne die Tatsache einer Zielstrebigkeit, eines Finale, menschliches Wollen, Denken und Fühlen nicht zu verstehen ist — also nicht ohne die Annahme von Zwecken.

Sie behauptet ferner, daß diese Zielstrebigkeit wiederum eng mit dem Persönlichkeitsproblem zusammenhängt und beweist aus ihrer empirischen Praxis, daß jeder Mensch — unabhängig vom Geschlecht — vom Finale seiner Persönlichkeitseinheit her diejenige Kausalität, diejenigen Spielregeln entwickeln muß, welche diese Einheit schützen. In kaum zu widerlegender Weise hat sie dabei gezeigt, daß jeder Mensch in seiner Persönlichkeitseinheit von seinem Finale her besonders dann in tollsten Aufruhr gerät, und schier unerschöpflich in der Erfindung von Abwehrmethoden ist, wenn er sich zum »Objekt« gemacht fühlt, einerlei ob zu Recht oder Unrecht. So konnte die Individualpsychologie u. a. auch darlegen, daß durch die Tatsache der Patriarchatkultur, welche die Frau teilweise einseitig zum Sexualobjekt gemacht hat, damit ihre Persönlichkeitswürde stets gefährdend, in Schwankungen bringend, zu deren Balanzierung Spielregeln nötig waren, daß diese Tatsache die Frauen z. B. die Abwehrmaßnahme der Frigidität finden ließ, welche also nicht, wie medizinisch vielfach angenommen wurde, zur Wesenheit der Frau, zu ihrer angeblich monogamen Anlage gehört, sondern welche eine vom Finale der Persönlichkeit herstammende Kausalerscheinung ist.

Somit ist jeder Mensch — einerlei ob Mann oder Frau —, wenn er sich mit den Aufgaben des Lebens auseinandersetzt, um das Leben zu meistern, in einem Prozeß fortwährender

Arbeit verstrickt, den man, da er immer neue Seiten aus sich heraus entwickeln muß, durchaus mit »schöpferisch« bezeichnen kann. Von der Betrachtung der Ursprünge des Lebens her und aller Lebensbetätigung überhaupt erfährt also der Begriff des Schöpferischen eine vollkommen neue Fundierung, wobei aber erst an späterer Stelle eine endgültige Auseinandersetzung mit dem Teilbegriff des Schöpfertums in bezug auf Kunst und Wissenschaft erfolgen wird.

Ist im Vorigen der Beweis geführt worden, daß das morphologische Prinzip der Gestaltung, das auf der Annahme der Differenzierung und Zentralisation der Organismen basiert, durch die Individualpsychologie zu einem objektiv-wissenschaftlichen gemacht worden ist, so bleibt noch dieselbe Auseinandersetzung mit der Berechtigung des kausalfinalen Begriffes in bezug auf die »biologische Ansicht« darzulegen.

Die Biologie meint heute bereits, daß sie nicht ohne weiteres die Anwendung des Zweckbegriffes in der Naturwissenschaft ablehne. Sie sagt (4):

»Wir müssen hier versuchen, die Objektivität des Zweckbegriffes, worauf sich dann die Vervollkommnungs- bzw. Nichtvervollkommnungswerturteile stützen, zu begründen. Denn gäbe es im Organismenreich keine Zweckmäßigkeit, sei es im Sinne der Dauerhaftigkeit, sei es im Sinne der Spezialisierung, so wäre unsere ganze Erörterung zwecklos.

Wenn Zweck dasjenige ist, was mit einer Handlung beabsichtigt wird, und wenn von Zwecken nur dann die Rede sein kann, wo, wie bei beseelten Wesen, Absichten existieren, so kann der Anwendungsbereich dieses Begriffes, wie derjenige der Vervollkommnung nicht von der seelisch-geistigen Welt auf diejenige der Naturwissenschaften übertragen werden. Genau so, wie wir bei der Besprechung des Vervollkommnungsbegriffes konstatierten, gibt es auch beim Zweckbegriff weder im Bau noch in der Funktion der Organismen Anhaltspunkte, die zur Annahme berechtigen, daß in ihnen gewisse, auf Zwecke hin gerichtete Absichten vorhanden seien. Aus diesem Grunde hat S. Becher (24) folgende Auffassung des Zweckmäßigkeitbegriffes in der Naturwissenschaft vorgeschlagen: »Wir bezeichnen diejenigen organischen Einrichtungen und Vorgänge als zweckmäßig, die den Anschein erwecken, als wenn sie von einem intelligenten Wesen zum Erreichen eines vorausgesehenen Zieles geschaffen oder reguliert worden wären.« Diese Annahme kann

aber nur eine anregende und die Forschung fördernde Fiktion sein und wird auch im oben erwähnten Sinne benutzt. Diese Anschauung wird aber nicht allgemein anerkannt und manche meinen, daß man dadurch dem Zweckmäßigkeitbegriff nicht gerecht werde.

E. Becher machte den Versuch, aus der exakten Definition des Zweckes und der Zweckmäßigkeit das objektiv richtige aus der Natur herauszulesen und zu bestimmen. Er argumentiert folgendermaßen (4). Wenn man behauptet, daß der Begriff des Zweckes oder der Zweckmäßigkeit in der Natur nicht zu finden ist und daß sie nur menschliche Subjektschöpfungen seien, ist das keineswegs stichhaltig, da der Begriff der spezifischen Wärme, der Doppelbrechung, des Wirbeltieres usw., echte naturwissenschaftliche Begriffe, auch vom Menschen geschaffen sind. Nach demselben Denker soll es gleichgültig sein, wer die Begriffe schafft, sofern sie eine objektive Grundlage in der Natur haben. Viele Forscher, wie z. B. Heikertinger, sollen, um die biologische Zweckmäßigkeit als Scheinproblem zu kennzeichnen, unversehens in eine Polemik gegen den menschlichen subjektiven Zweckbegriff geraten und nach Ablehnung desselben ganz unbefangen zum Zweckmäßigkeitbegriff in der Naturwissenschaft zurückgesprungen sein, um festzustellen, daß unter diesen Verhältnissen keine Rede davon sein könne. E. Becher begründet den real-objektiven Gehalt des biologischen Zweckmäßigkeitbegriffes folgendermaßen. Nimmt man das Wort zweckmäßig in seinem ursprünglichen Sinne, so bedeutet es: einem Zwecke angemessen, angepaßt, für einen Zweck geeignet sein. Wo nun aber kein beabsichtigter Zweck vorhanden ist, kann auch, so sollte man meinen, nichts da sein, was einem Zwecke angemessen oder angepaßt wäre. Dies ist aber nicht ganz richtig. Im Zweckmäßigkeitbegriff steckt mehr als der Teilbegriff des Zweckes. Es ist der Begriff der »Mäßigkeit«, d. h. der Begriff des Angemessen- oder Angepaßtseins. Wofür soll aber eine organische Einrichtung, die wir zweckmäßig nennen, angemessen oder geeignet sein, wenn von einem Zwecke nicht die Rede sein darf, fragt sich E. Becher. Für jene Naturrealitäten, die wir fälschlich oder doch lax als Zwecke bezeichnen, z. B. für das Leben, für die Lebensfunktionen, für die Dauerhaftigkeit des Lebens, für die Spezialisierung einzelner Organismen usw. (von uns hervorgehoben). Wir dürfen, wenn wir uns exakt ausdrücken wollen, von einem

Organ, einer organischen Einrichtung oder einem Organismus sprechen, nicht sagen, daß sie zweckmäßig, sondern daß sie angemessen oder geeignet für das Leben, für seine Dauerhaftigkeit usw. seien« (von uns hervorgehoben). Zu weiterer Stütze der Objektivität dieser Hypothese führt Becher auch an, daß »dieses Angemessen- oder Geeignetsein ein Relationsbegriff sei, d. h. daß es eine Beziehung bedeute, die gleichberechtigt ist, wie die Beziehung der Gleichheit, der Ähnlichkeit, der Kausalität und alle anderen Naturbezeichnungen. Die Frage, ob eine objektive Grundlage in der Körperwelt für eine solche Angemessenheitsbezeichnung besteht, muß zweifellos bejaht werden. Sicherlich ist das Auge angemessen zum Sehen, die Wurzel angemessen für die Lebensfunktion der Aufnahme gewisser Bodenbestandteile, Magen und Darm zum Verdauen eingerichtet usw. Wenn unser Verdauungskanal z. B. nicht objektiv geeignet wäre, für die Lebensfunktion der Ernährung und damit für die Lebenserhaltung, wenn dies nur als Fiktion in unserem Denken bestünde, so müßten wir sterben. Da es aber zuweilen schwer ist, über Angemessen- oder Geeignetsein zu urteilen, kommt es vor, daß diese Beziehung an einer Stelle angenommen wird, wo sie nicht vorliegt.«

Im Sinne einer »unendlichen Aufgabe«, die aus sich selbst schöpferisch ist, im Sinne innerer Zielgerichtetheit, wobei die Teile (individualpsychologisch: die Psyche) das Ganze, und das Ganze (individualpsychologisch: Begriff der unzerstörbaren Einheit und Unverletzlichkeit der Persönlichkeit) die Lebensbetätigungen des Menschen bestimmen, die ohne Finalität als lebenserhaltenden Ausgangspunkt nicht erklärbar sind, müssen wir also der individualpsychologischen, der kausal-finalen Betrachtung objektive Berechtigung zuerkennen.

Auch bei diesem Punkte einer erkennbaren Zielstrebigkeit im Organischen schlechthin können wir nicht übersehen, daß die Versuche eines metaphysischen Unterbaues, wie vor allem Driesch bewußt ihn gestaltete, zu der Auffassung führen, daß »wenigstens eine gewisse Kenntnis vom Absoluten« möglich ist. Eine Erkenntnis, die das Gesetz des Lebens transzendent als immanente Logik menschlichen Zusammenseins von der Zeilstrebigkeit her am Gemeinschaftsempfinden sich entzünden läßt, so daß auch hier der Anschluß an »eine Metaphysik der Person« zu finden wäre.

Und zu einem dritten und letzten Vergleich mit der Bio-

logie zwingt uns dann die Frage, welche die Menschheit heute stärker denn je beschäftigt; die nach der angeblich unterschiedlichen Psyche von Mann und Frau und damit nach den Möglichkeiten des Schöpfungstums der beiden Geschlechter, zugleich generell im Verhältnis ihrer Leistung zueinander.

Vorab kehren wir noch einmal zu der biologischen Auffassung von der Differenzierung und Zentralisierung zurück.

Wir sagen:

Übertragen wir diese beiden Begriffe auf individualpsychologische Arbeit und Gedankengänge, die ja aus ihrer empirischen Forschung heraus die Behauptung nachzuweisen sich bemüht, daß die Verhaltensmaßnahmen jeder Psyche — unabhängig vom Geschlecht — gleiche Bereitschaften darstellen vom Standpunkte der psychophysischen Neutralität, dem der Unantastbarkeit der Persönlichkeitseinheit und der Zielstrebigkeit, so würden wir sagen können, daß das unterschiedlich Körperliche bei Mann und Frau zu vergleichen sei einem biologischen Organismus, der stark einseitig spezialisiert, und welcher dadurch zunächst an einen enger umgrenzten Lebensraum gebunden ist. Bei solcher Betrachtung würde z. B. die Tatsache der organischen Funktion der Mutterschaft zunächst als rein organische Leistung unter diese Spezialisierung fallen, eine Spezialisierung, auf die noch zurückzukommen ist.

Nun stellt sich in der Psyche, in ihrer Ausbildung und hochgradigen Zentralisation, ohne Zweifel die differenzierte und zentralisierte Art der Persönlichkeit dar, als Ausdruck des Lebens schlechthin, die um so besser den vielerlei Ereignissen der Umwelt gewachsen ist, je mehr sie sich in Differenzierung und Zentralisierung üben kann. Wobei wir feststellen können, daß in dem »geistigen Kern des Menschen immer die gleiche Grundstruktur vorhanden ist, mögen auch die Grade der Differenzierung sich ändern«.

Dieses Stück der Persönlichkeit — die Psyche mit ihren korrigierenden Fähigkeiten — die durch Training außerordentlich gewinnen — durch Nichtüben sehr verkümmern kann, ist aber jener Teil des Individuums, der in funktionaler Hinsicht und im Entwicklungsgang der Jahrmillionen dem Organismus seine Überlegenheit gegenüber der Auseinandersetzung mit dem Leben sicherte. Und dieser Teil ist bereits nicht mehr geschlechtsgebunden. Wenn es dennoch durch die Jahrtausende europäischer, meist patriarchat ein-

gestellter Forschung so erscheint, so ist diese Erscheinung vor allem auch durch eine soziologische Darstellungs- und Betrachtungsweise als »Scheinform« aufzudecken.

Nach diesen Ausführungen als Voraussetzungen unseres Ausgangspunktes versuchen wir nun uns der letzten Auseinandersetzung mit dem Begriffe des Schöpfertums zu nähern. Zuerst müssen wir uns zu diesem Zwecke noch einmal rückwärts zu den sogenannten Urmenschen wenden.

Irgend eine Überlieferung über sie außer den Höhlenfunden haben wir nicht. Wir wissen aber aus biologischen Experimenten, welch ungeheuren Einfluß klimatische Wirkungen und Temperaturen in Hinsicht auf Art und Erbänderung haben, daß überall da, wo ungünstige äußere Einflüsse vorhanden sind, sich eine bedeutende körperliche Widerstandskraft gegen die Umbilden des Klimas bemerkbar macht, und daß dadurch eine »große Anspruchslosigkeit in der Gesamthaltung bedingt« ist. So können wir wohl mit Recht annehmen, daß bei dem gemeinsamen Leben von Menschengruppen in Höhlen die Frauen, die aller Unbill ebenso ausgesetzt waren, nicht als »Luxusweibchen« galten, sondern gemeinsam mit den Männern sich in allem übten, was zur Lebenserleichterung und Erhaltung beitrug, wobei nichts darüber auszusagen ist, wer der Gebende oder der Nehmende war. Mit anderen Worten: die Verantwortung für das Leben ruhte noch voll auf der Gemeinschaft, war also noch nicht in einem hervorstechenden Maße abgewälzt auf den einen oder anderen Teil. Wohl war diese gemeinsame Verantwortung noch in keiner Weise als etwas Besonderes ins Bewußtsein getreten — das konnte sie erst, als man anfang, sich aus der Gemeinschaft zu lösen, als man den Begriff oder das Symbol der individuellen Leistung als den Anfang neuer Lebenseinstellung empfand. Aber trotzdem war das Gemeinschaftsempfinden als immanentes Gesetz vorhanden, eines Gesetzes, das die Gleichgewichtslage in irgend-einer Form immer wieder herstellte.

Die Lösung aus der Gemeinschaft konnte aber erst erfolgen, als die »Sicherung«, welche in dieser Zusammengehörigkeit steckte, überwunden war.

Das geschah in jenen Augenblicken, wo der Differenzierungsprozeß der Arbeit eine Veränderung ermöglichte, bei der durch diese Differenzierung zugleich auch d a s Maß

der ökonomischen Sicherheit gewährleistet wurde, das nötig war, um das Persönlichkeitsgefühl für den Lebenskampf tauglich zu halten. Es war die »Ermutigung« der Menschheit zu neuen Spielregeln, die sie sich selbst schöpferisch aus dem Prozeß ihres Lebens darstellen konnte.

Wir besitzen ein ergreifendes Bild in Platons Politeia zu Anfang des siebenten Buches, an dem wir nachfühlend ermessen können, wie solche Übergänge in der Menschheitsentwicklung von je unerhörte Erschütterungen dargestellt haben. Platon spricht dort von jenen gefesselten Höhlenmenschen, deren Gesicht gerichtet ist auf die Felswand vor ihnen. Hinter ihnen liegt — ihnen selbst nicht erfaßbar — die Lichtquelle. So können sie sich naturgemäß nur mit den Schattenbildern befassen, die auf die Wand geworfen werden, und die sie als Wirklichkeiten ansehen. Sie bemühen sich aber auch hier schon, den Zusammenhang mit der Realität zu ergründen. Und dann wird einer entfesselt und gezwungen, die Fesseln hinter sich zu lassen. Er steigt herauf und erblickt . . . die Sonne. Die Augen schmerzen, sind durch das ungewohnte Licht geblendet, und er selber taumelt umher und kann nur stammeln von dem, was er erblickt und nicht versteht. Aber allmählich lernt er durch Gewöhnung (von uns gesperrt) das Obere zu sehen und Bilder, Abbilder und Sonnenwirklichkeit zu unterscheiden. Es erwächst ihm nun die Pflicht, zu den Höhlenmenschen hinabzusteigen und sie dem Lichte zuzuführen. Dann ist er der Philosoph, die Sonne aber ist die Wahrheit der Wissenschaft, die nicht nur wie bisher nach Schatten, nach Scheingebilden haschte, sondern nunmehr nach dem wahren Sein.

In jene immer neuen Übergänge der Entwicklung mit ihren immer neuen Erschütterungen fallen nun, auch bei vorwiegender Patriarchatsentwicklung, jene Perioden, welche den soziologischen Forscher noch immer eigen anmuten, weil er sich z. B. ihren Untergang nicht erklären kann, und welche die rein kausal betrachtenden Historiker immer wieder ins Land der Sage wiesen: jene Perioden des Mutterrechtes, in dem die Frauen nicht nur die Herrschaft führten, sondern in dem, wie Dr. Mathilde Vaerting (25) an Hand des »Prinzips der Umkehrung in der eingeschlechtlichen Vorherrschaft« nachweist, die Frauen alle jene Charaktereigentümlichkeiten

und Lebensgewohnheiten entfalteteten, welche man bisher als spezifisch männlich angesehen hatte.

Nun glauben wir an Hand unserer individualpsychologischen Betrachtungsweise sagen zu müssen, daß überall da, wo Menschen oder Menschengruppen, Staaten oder Völker, welche ihren Differenzierungs- und Zentralisationsprozeß während ihres Entwicklungsweges übermäßig stark und einseitig an das Machtprinzip und nicht an die Hingabe in der Zeitaufgabe banden, so sehr auf Kosten der Einheit des Persönlichkeitsideales lebten — das auch als Zeitideal immer irgendwie jedem zeitgebundenen Mensch-Volk-Organismus vorschwebt —, daß diese Einheit bis zur Zerstörung angefressen wurde, daß sie sich vom Weltallgesetz des Gleichgewichtes der Kräfte entfernte — individualpsychologisch gesprochen vom Gemeinschaftsgefühl als dem immanenten Gesetz der Logik menschlichen Zusammenlebens —, so daß die Lebensformen dieser Menschen und Völker der Vernichtung anheimfallen mußten.

Das Einzelindividuum endete unter solchen Voraussetzungen in der Paranoia — dem Irrsinn, dem völligen Entfremdetsein von der Gemeinschaft, vom Leben, und die Völker verloren ihre Regenerationskraft. So wie Spranger (26) es ausdrückt: »In jedem sinngebenden Gesamtakt sind alle Grundformen sinngebender Grundakte zugleich enthalten. In jedem geistigen Akt waltet die Totalität des Geistes.« Auch hier ist Schöpfertum unabhängig vom Geschlecht, ist dem immanenten Gesetze des Gemeinschaftsempfindens gleich, oder in der Sprache Vaihingers: ein Teil des kosmischen Geschehens — und damit als Tatsache des Schöpferischen ein Stück der Tatsache des gesetzmäßig kosmischen Geschehens — so daß die »Anlage« des Schöpfertums als a priori dem Menschen gegeben die Metaphysik der Person weiter ausbauen kann.

Gerade an dieser Stelle müssen wir noch mit einigen biologischen Betrachtungen einsetzen, da, wo es sich um die Ergebnisse der Untersuchung über das Genie — also der schöpferischen Leistung im Höchsten — handelt. Man ist der Meinung, daß anscheinend »die Entstehung der genialen Veranlagung, die eine hochgradige Plusvariante darstellt, häufig mit starker Erbentartung im Zusammenhang steht. Lorenz (27) hat an Hand des Stammbaumes eines mittel-deutschen Bauerngeschlechtes festgestellt, daß Mitglieder desselben vielfach zu höheren Stellungen aufgestiegen sind,

daß dieselben aber regelmäßig wieder erloschen, währenddem der Hauptstamm sich bis heute erhalten hat«. Weiter wissen wir, daß »stark von der Norm abweichende Individuen, die mit sehr schweren Krankheiten behaftet sind«, selten zur Fortpflanzung kommen. Interessant sind ferner die Feststellungen von Reibmayer (28), daß »zahlreiche Talente und viele Genies eine Abnahme der Fruchtbarkeit und eine relative Zunahme der Mädchengeburten aufweisen« (von uns gesperrt). Ferner hat P. E. Ahlbeck an Adelsgeschlechtern Schwedens festgestellt, daß diejenigen Zweige dieser Familien, die sich dauernd auf dem Lande aufhielten, sich in gleicher Stärke erhalten haben, »und nur wenn sie in der Politik oder in hohen Staatsämtern Verwendung fanden, nahm ihre Fruchtbarkeit ab. Dem Aussterben der Geschlechter ging ebenfalls eine Zunahme der Mädchengeburten voraus« (4) (von uns gesperrt).

Die Tierzucht bietet im übrigen Beispiele genug für die Tatsache, daß durch starke Inzucht und einseitige Leistungsentwicklung die Fortpflanzungsfähigkeit leidet. Und ähnliche Erfahrungen macht man nicht nur bei geistigen, hochstehenden Individuen, sondern auch bei Athleten. Und wir folgern mit Recht, daß jede übermäßige einseitige Beanspruchung eine Abschwächung der generativen Kraft hervorzurufen scheint (4).

Warum aber — so sind wir zu fragen geneigt — kommen uns alle diese Entwicklungsdinge erst jetzt unter einer solchen Betrachtungsform ins Bewußtsein?

Wir haben schon früher ausgeführt, daß das Bewußtsein von einer Sache erst dann entsteht, wenn Schwierigkeiten sich offenbaren, welche um der Erhaltung des Lebens halber gelöst werden müssen. Man könnte es auch so ausdrücken, daß das jedem Menschen und allen Völkern immanente Gesetz des Lebens, das Gemeinschaftsempfinden uns immerfort zwingt — um der Erhaltung des Lebens willen — innerhalb des Differenzierungs- und Zentralisierungsprozesses den möglichen Ausgleich, die größtmögliche Harmonie herzustellen, wieder im Sinne einer unendlichen Aufgabe, als ein Stück eines unausgesetzt schöpferischen Prozesses, ein Teilstück des Absoluten.

Also — so folgern wir — nochmals zurückblickend — mußte auch jene Mutterrechtsepoche, die sich im übrigen auch mit aus der wirtschaftlichen Unabhängigkeit der Frau erklären läßt (es war eine Zeit, die irgendwie in Verbindung

mit der durch die Frau gemachten Erfindung des Ackerbaues, der Töpferei und Weberei steht, ihr also das wirtschaftliche Übergewicht verließ), in ihrer Einseitigkeit, da sie ebenfalls zu dem Versuche der Unterdrückung der Persönlichkeit — diesmal der männlichen — schritt, sich selber auflösen, um so wieder im dialektischen Umwandlungsprozeß der Kontinuität des Lebens zu dienen.

Unterbrechen wir hier noch einmal mit einem kurzen biologischen Seitensprung. Während man früher annahm, daß die Kontinuität des Lebens durch die des Keimplasmas gesichert wurde, haben sich heute die Auffassungen dahin geändert, daß nicht nur das Keimplasma in seinem Aufbau die Teile zum Ganzen füge, sondern daß das Ganze seinerseits ebenfalls die Teile bestimme und daß Keimplasma im ganzen zu finden ist. Ferner hat man heute die Weismannsche Hypothese der scharfen Trennung zwischen Körper- und Keimplasma bzw. Keimbahn, zwischen Fortpflanzungszellen und Körperaufbauzellen fallen lassen und sieht in den reifen Geschlechtszellen »hochdifferenzierte Bestandteile des Körpers« . . ., welche durch die Arbeitsteilung innerhalb des Organismus die Funktion der Fortpflanzung übernehmen.

Die Annahme Weismanns, daß die Körperzellen einseitig durch eine bestimmte Determinante differenziert seien, wird durch das Regenerationsvermögen zahlreicher pflanzlicher und tierischer Organismen und die Fähigkeit bestimmter, in Pflanzen und Tierwelt vorhandene differenzierte Körperzellen den ganzen Organismus hervorzubringen und Geschlechtszellen zu bilden, widerlegt und spricht dafür, daß im allgemeinen sämtliche Zellen des Organismus sich im Besitze des vollständigen Keimplasmas befinden. Die Hilfs-hypothese, daß in den Körperzellen Nebenidioplasma oder inaktives Keimplasma existiere, welches die Ursache der erwähnten Beobachtungen sein soll, bedeutet im Grunde genommen nichts anderes als das Aufgeben der Trennungshypothese.

Ferner wissen wir, daß bei den Reifungsteilungen von Ei und Samenzelle einzelne Chromosome ein eigenartiges Verhalten zeigen. Sie beteiligen sich nicht an der Spaltung und Bildung der Vierergruppen während der ersten Spindelbildung und Reifungsteilung. Erst bei der zweiten Teilung werden sie gespalten. Solche besonderen Chromosomen, Monosome genannt, zeigen viele Tierarten, und es besteht eine merkwürdige

Beziehung zu der Bestimmung des Geschlechtes. Die mit dem Monosom erzeugten Weibchen, die ohne Monosom Männchen. Das Weibchen hat also ein Chromosom mehr als das Männchen.

Nach Winiwarter (29) hat der Mensch zweierlei Samenzellen: 50 Prozent ohne, 50 Prozent mit Monosom, letztere erzeugen Mädchen, erstere Knaben. Demnach müssen beim Manne 52 und bei der Frau 53 Chromosomen in den Körperzellen vorhanden sein (nach Dr. Paul Krische, Vererbungslehre und Eugenik).

Welchen Lebenssinn, so fragen wir als Individualpsychologen, hat nun dieses eine Chromosom mehr beim Weibe?

Und hat es überhaupt einen Sinn?

Das Leben, das so ungeheuer schöpferisch in Differenzierung und Zentralisation sich entwickelte, mußte um der Herstellung des Gleichgewichtes der Kräfte willen, sowie um der Verletzung des Gemeinschaftsgefühles vorzubeugen, die Voraussetzung seiner Entwicklung war, sich selber eine Sicherung zu seiner Erhaltung schaffen und übertrug diese Funktion dem Weibe.

Auf diese Weise kam es zur Innenzeugung und Austragung der Frucht durch das Weib. Das Weibproblem als Lebensaufgabe begann. Vergleichen wir mit diesen Gedanken die vorhin erwähnten Tatsachen, daß wir eine Zunahme der Mädchengeburten da verzeichnen können, wo zu starke Differenzierung und Zentralisation die generative Kraft lahmlegen, so daß schöpferische Leistungen im großen nicht mehr zustande kommen — was geschah, wenn offenbar die Leistung nicht der Gemeinschaftsaufgabe, sondern überwertigen Ichzielen diene — mit dem weiteren Gedanken, daß »körperliche Leistungen und Fähigkeiten Momente sind, die . . . unter der Führung des Geistes zur Entstehung der Kultur beitragen, so ist ohne weiteres der schöpferische Anteil der Frau am Lebens- und Kulturprozeß klar. Aber auch hier unterliegt der Inhalt des Schöpferischen weitgehender Umgestaltung. Das eine Chromosom mehr beim Weibe, von ihr erzeugt, ist die Voraussetzung des Entwicklungsprozesses ebensosehr wie die Ausbildung der »korrigierenden Fähigkeiten« der Psyche schlechthin, zu denen auch die Entwicklung des Denkens zählt.

Soziologisch und psychologisch interessant sind zu diesem Punkt u. a. auch die griechischen Beiträge zur Auffassung vom Wesen der Zeugung. In den Eumeniden des Aeschylus

(458 in Athen aufgeführt) heißt es:

»Erzeugerin des Kindes ist die Mutter nicht,
Wie man es glaubt, nur Nährerin des jungen Keims.
Erzeugen kann allein der Vater; sie bewahrt
Gleichsam ein anvertrautes Pfand und gibt es heil

D e m E i g n e r wieder, wenn es nicht ein Gott zerstört.«
Aristoteles nahm hier eine ähnliche Stellung ein, und so blieb durch das ganze Mittelalter die Ansicht bestehen, daß der Beitrag des Mannes in der Leben zeugenden Form, der der Mutter nur in dem passiven Stoff bestehe, daß also die empfindende Seele des Kindes nur vom Vater stamme« (30). Daß ferner das Leben sich selber sichern mußte, verrät uns die tiefgründige Sage vom Eros in Platons Gastmahl, wo Zeus und die Götter ratschlagen, um dem Übermüde der zu stark gewordenen Menschen, die zwei Gesichter hatten und vier Glieder, zu steuern.

Indem sie dieselben in zwei Hälften zerschnitten, wurden aus einem Menschen zwei, so daß der Sinn der Liebe von den Griechen dahin gedeutet wurde: »Jeder von uns ist also ein Stück von einem Menschen, da wir ja zerschnitten, wie die Butte, aus einem zwei geworden sind. Also sucht nun immer jeder ein anderes entsprechendes Stück.«

Was anderes steckt in dieser Erzählung als die Sicherung des Lebens vor sich selber?

Und wenn wir auch der Meinung sind, daß wir volle a b s o l u t e Wahrheit nicht erkennen können, trotzdem wir, um mit Driesch zu sprechen, glauben sagen zu dürfen: M e t a p h y s i k , mit anderen Worten: wenigstens eine g e w i s s e Kenntnis vom Absoluten ist möglich — so sind wir doch der Überzeugung, Erkenntnisse gewonnen zu haben, welche mit ein Weg sind hin zum kleineren Irrtum, hin zur kleineren Lüge, Erkenntnisse, die irgendwie kosmisch, d. h. metaphysisch sich eingliedern.

Kehren wir uns noch einmal zu der biologischen Auffassung zurück, daß die Frau ein Chromosom mehr habe, so scheint mir von unserem Standpunkte: daß die Mutterschaft nur eine Funktion unter vielen Funktionen des einheitlichen Individuums Mensch ist, daß sie vor allem keine G e s c h l e c h t s funktion, sondern eine mit der Erhaltung des Lebens verknüpfte Aufgabe — also eine Sicherung des Lebens selber ist — von weitgehender Bedeutung. Denn sie besagt, daß der Geschlechtlichkeit als solcher zunächst keine andere Aufgabe zufällt als die Kontinuität des Lebens zu v e r-

m i t t e l n und dadurch zu sichern. — Die Geschlechtlichkeit auch im biologischen Sinne wird also ebenfalls Funktion, ein Mittel zum Lebenszweck, und wird aus ihrer »Überwucherung des Mittels über den Zweck« zurückgeführt auf den ihr gebührenden Platz. Sie verliert ihren Spezial- und Wertcharakter, sie bleibt kein Leistungs- und Entscheidungsfaktor, kein »Jagdsport des Lebens« (Alfred Adler) mehr, und sie wird sinnlos, krank, neurotisch, wo sie nicht der Förderung der ganzen Lebensbetätigung dient. Es gibt keine Geschlechts g e b u n d e n h e i t mehr, weder für den Mann, noch für die Frau. Denn auch die Geschlechtsgebundenheit löst sich vom Finale der Persönlichkeit her auf in die Freiheit individuellen Wollens und erfüllt sich nur da sinngestaltend, wo sie als Teilfunktion dem Ganzen dient. Wenn aber bei biologischen Forschungen über das Problem »Frau« diese letzten wissenschaftlichen Erfahrungen außer acht gelassen werden, muß man zu Ergebnissen kommen, wie A. W. Nemilow (31) in seinem Buch: »Die biologische T r a g ö d i e der Frau«, der nämlich das ganze Leben der Frau als etwas Tragisches empfindet, ohne daß der Verfasser ahnt, daß seinen Beweisführungen die letzte Tiefe fehlt, welche Biologie, Soziologie und Individualpsychologie ihnen Glauben geben zu können. Also auch in diesem Punkt ist wiederum die Einheit der Schau zwischen moderner Biologie und Individualpsychologie hergestellt, ist vor allem auch biologisch die Tatsache des Lebens als einer schöpferischen und damit lebensbejahenden Aufgabe für beide Geschlechter klargelegt.

Wie aber, so müssen wir nach diesen Ergebnissen fragen, kann eine Lebensfunktion noch sinnvoll, lebensfördernd sein, wenn man versucht, den Träger einer Funktion — in diesem Falle die Persönlichkeitseinheit der Frau — zu einem O b j e k t dieser Funktion zu machen? Indem die Männerkultur die Funktion der Mutterschaft und die Geschlechtsgebundenheit der Frau zum Selbstzweck zu machen versuchte, verstieß sie gegen das immanente Gesetz des Lebens, das in der unzerstörbaren psychologischen Einheit der Form, des Ichs, der Persönlichkeit beschlossen liegt. Sie versuchte auf Kosten einer organischen Funktion alle anderen Betätigungsmöglichkeiten der Psyche zu entwerten, sie sprach von ewiger Geschlechtsgebundenheit. Das Leben aber als schöpferischer Prozeß, der sich auch in der tätigen, gestaltenden, die Reize ständig selbständig verarbeitenden Funktion der Psyche als eines Organes der Sicherung zeigt, vollzog wie immer die Korrektur.

Da, wo in der kurzen uns bekannten Menschheitsgeschichte um der bloßen Sicherung des Lebens willens die Mutterschaftsaufgabe der Frau ihre schöpferische Leistung in erster Linie darstellte, ist diese Aufgabe den Frauen voller Lebensinhalt gewesen und konnte es auch sein, denn er führte zu dem denkbar höchsten Zustande der Vollkommenheit, den menschliches Leben im Schöpfungsprozeß sich vorstellen kann, er führte zur Harmonie. Und die unendlich zarten, rührenden Stiche der Künstler des Mittelalters z. B. trugen das volle Lebenserlebnis dieses harmonischen Schöpfertums im Weibe als das gleiche Erlebnis in ihre »männliche« Kunst, die dennoch als Kunst wiederum deutlich über alle Geschlechtsgebundenheit hinausweist.

Durch die stetig veränderten Formen der Arbeitsdifferenzierung, Arbeit, die immer irgendwie der Förderung der Lebensbetätigung gilt, wechselten auch die Lebensaufgaben der Frau und führten sie sehr oft weit weg von einer Leistungsaufgabe innerhalb der Nur-Mutterschaft. Da, wo der Mann noch nicht den Sinnzusammenhang aller Lebensfunktionen verloren hatte, setzte er solch veränderten Lebensleistungen der Frau keine Hemmung entgegen. Da jedoch, wo er die Frau mittels der Verselbständigung der Geschlechtsfunktion zum Objekt zu machen versuchte, beginnt der wilde Kampf der Geschlechter. Er ist das typische Merkmal unserer heutigen Gesellschaftsordnung, und logisch selbstverständlich reiht sich in ihn die Entwertung der Frau als unschöpferischer Erscheinung, reihen sich Autoritätsbeziehungen aller Art, reiht sich eine einseitige Deutung des Inhalts »Schöpfertum« wie gegeben ein.

Gleichmütig aber nimmt das Leben, wie stets, wo es sich zu verteidigen hat, auch hier die Ablehnung vor. Und nicht ohne tieferen Sinnzusammenhang scheint uns die heutige größere Überzahl von Frauen wieder einmal darauf hinzuweisen, daß Leben gefährdet und zum Gemeinschaftsempfinden hin als der tragenden Qualität des Lebens — um jenes eine Chromosom zu vermehren ist, welches der Menschheitsentwicklung zum schöpferischen Entwicklungsprozeß unentbehrliche Voraussetzung bedeutet und als dessen Träger die Frau schlechthin erscheint. Das aber, was den Anteil des Mannes ausmacht im Lebensprozeß, sei ebenfalls noch kurz individualpsychologischer Beleuchtung unterzogen.

Das Denken — alles Denken, auch das wissenschaftliche, dessen der Mann sich besonders rühmt, eingeschlossen —

erscheint uns als eine organische Funktion der Psyche. Die Psyche aber ist ein Organ der Sicherung und als solches jedem Menschen gegeben. Alle Funktionen aber sind nur sinnvoll im Zusammenhang des Ganzen. Und sind auch nur lebensfähig in diesem Zusammenhang. Da, wo die Männerkultur eine Überwertung der Denkfunktion vornahm, wurde sie unschöpferisch und starr und entfremdete ihre Träger dem vollen Leben, ja führte sie teilweise zur Verzweiflung an diesem Leben. Zu gleicher Zeit trieb sie die Mutigeren — denn beim Fühlen der Schwierigkeiten erwachte ja erst das Bewußtsein — auf den Weg einer Neuorientierung, aus dem dann das unerschöpfliche Leben siegreich und strahlend mit neuen Spielregeln für das Dasein hervorging.

Wir befinden uns heute an dem Anfange eines solchen Neuweges und vermögen seine wiederum aufgehende warme Sonne beglückten Sinnes zu ahnen.

Auf diesem Wege sind sowohl die Überwertungen des Denkens wie die der Sexualität abgebaut, sie sind wieder lebensfördernd, nicht lebenshemmend in den Sinnzusammenhang des Lebens eingereiht, und die Auffassung von der Alleinproduktivität des Mannes hat sich selber als eine Fiktion, als ein Märchen entlarvt. Denn von je hat die Frau neben der schöpferischen Leistung des Schutzes des Lebens innerhalb der Kultur ihre Körperfunktionen umsetzen können in schöpferische, psychische Leistungen. Doch blieben sie gegenüber dieser Leistung des Mannes vereinzelter, weil das Leben, im eigenen Entwicklungsprozeß befangen, vielfach selber schutzbedürftig, der Frau den Schutz seiner selbst als erste Aufgabe zuerkennen mußte.

Heute, wo durch die ungeheure Entwicklung — d. h. Differenzierung und Zentralisation — der Wirtschaft, das Leben als solches ungefährdeter dasteht, und zwar universell — auf dem ganzen Erdball —, ist die Lebensbewegung auch für die Frauen zugunsten einer mehr psychischen Betätigung verschoben. Und alle Persönlichkeitskämpfe der Frau um größere Freiheit gegenüber nur geschlechtsgebundenen Aufgaben (Abschaffung des Abtreibungsparagraphen usw.) laufen in dieser Richtung, ja, müssen in ihr laufen, wenn das Leben als Ganzes nicht wiederum erstarren und damit dem Tode verfallen soll. Deshalb, um dieser Gefahr vorzubeugen, muß sich das Drängen der Frau in dieser Richtung heute so stark bemerkbar machen, muß es so unerbittlich sein.

Die große Gefahr aber, welche für das Leben darin liegt, daß der Mann durch überbetonte Wertung des logischen Denkens — als der bisherigen Methode wissenschaftlicher Arbeit — in die Sackgasse starrer Dogmen sich verlief — und nicht zuletzt mit Hinsicht auf die Frau, aus der er Objekt zu machen versuchte, anstatt sie als mitschöpferische Gefährtin gelten zu lassen —, zwang das Schöpferium der Frau, ein Gegengewicht aus sich heraus zu entwickeln, damit das Leben wieder zu seinem letzten Sinne, der Zweigeschlechtlichkeit, zurückfinde: zu dienen im Organischen der Kontinuität des Lebens, sich zu erfüllen im Psychischen zu immer reicherer Lebensbetätigung, zu gegenseitiger Formung aneinander, um so die Entwicklung des Gemeinschaftsempfindens als des immanenten Lebensgesetzes immer bewußter zu offenbaren.

Wenn aber die individualpsychologische Schau zu Recht besteht, daß die Psyche als Organ der Lebenssicherung und der Persönlichkeitseinheit und als Ausdruck dieses Lebens, unabhängig vom Geschlecht, ihre Spielregeln gestaltet, so müssen wir schon heute Frauen finden, welche unter diesen Lebensgesetzen bewußt aus ihrer Psyche heraus auch in Kunst und Wissenschaft — dem Gebiete, auf dem sich der Mann in den letzten Jahrtausenden vorzugsweise betätigte — Leistungen bringen, welche denen des Mannes gleichzusetzen sind, weil sie aus denselben psychischen Arbeitsvoraussetzungen geboren wurden.

Denn Kunst und Wissenschaft — wo sie nicht dem Vorwand und vor allem nicht der Flucht vor den Aufgaben des Lebens dienen — sind immer mit ein Ausdruck für die Auseinandersetzung mit den Lebensaufgaben der jeweiligen Menschheit mit ihren Spannungsverhältnissen und ihrer Sehnsucht und der Sicherung des jeweiligen individuellen und Volksseins gewesen.

In beiden spiegelt sich stets irgendwie die Entwicklungsaufgabe zwischen dem individuellen und dem soziologischen Prozeß der Menschheit wieder, und wir wissen heute, daß bleibenden Wert für die Menschheit nur jene Leistungen in Kunst und Wissenschaft hatten, welche Ausdruck der das Lebensgefühl am meisten fördernden Gemeinschaftsarbeit waren, im Sinne einer vollen Hingabe an das Leben selber. So wie Max Weber (32) es einmal ausdrückte: »P e r s ö n l i c h k e i t e a u f w i s s e n s c h a f t l i c h e m G e b i e t h a t n u r d e r , d e r r e i n d e r S a c h e d i e n t . U n d n i c h t

nur auf wissenschaftlichem Gebiet ist es so. Wir kennen keinen großen Künstler, der je etwas anderes getan hätte, als seiner Sache und nur ihr zu dienen. Es hat sich, soweit seine Kunst in Betracht kommt, selbst bei einer Persönlichkeit vom Range Goethes gerächt, daß er sich die Freiheit nahm: sein »Leben« zum Kunstwerk machen zu wollen (von uns gesperrt). Aber mag man das bezweifeln — jedenfalls muß man eben ein Goethe sein, um sich das überhaupt erlauben zu dürfen und wenigstens das wird jeder zugeben: unbezahlt ist es auch bei jemand wie ihm, . . . nicht geblieben. . . . Auf dem Gebiet der Wissenschaft aber ist derjenige ganz gewiß keine »Persönlichkeit«, der als Impressario der Sache, der er sich hingeben sollte, mit auf die Bühne tritt, sich durch »Erleben« legitimieren möchte und fragt: Wie beweise ich, daß ich etwas anderes bin als nur ein »Fachmann«, wie mache ich es, daß ich, in der Form oder in der Sache, etwas sage, das so noch keiner gesagt hat wie ich: — eine heute massenhaft auftretende Erscheinung, die überall kleinlich wirkt, und die denjenigen herabsetzt, der so fragt, statt daß ihn die innere Hingabe an die Aufgabe und nur an sie auf die Höhe und zu der Würde der Sache emporhölbe, der er zu dienen vorgibt. Auch das ist beim Künstler nicht anders.«

Wir müssen von unserem Standpunkte aus also behaupten, daß heute, wo dank der Anhäufung und Beherrschung der Kenntnisse in Wissenschaft und Wirtschaft das Leben sich viel länger selber erhält, wo es bereits die Lebensvernichtungen durch planvolleren Lebensschutz sowohl im Leben des Einzelnen wie in dem der Völker überhaupt stark zu inhibieren anfängt, sein Drang zur Gestaltung auf die Überwertung der Mutterschaftsfunktion verzichten kann.

Wir können heute schon feststellen, daß es Frauen gibt, die ihre volle, schöpferische Lebensbetätigung, die Entwicklung ihres Persönlichkeitsgefühles auch ohne Mutterschaft, ja sogar innerhalb der Ehe im bewußten Verzicht auf das Kind finden, wobei in vielen Fällen der gleichgestimmte Mann darin eine Selbstverständlichkeit sieht, genau so wie die Andersdenkenden noch häufig in der Überwertung dieser organischen Funktion eine Selbstverständlichkeit erblicken und demzufolge falsch urteilen, wie nachfolgende Besprechung über Amerika aus der Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure vom

23. I. 26 zeigt: »Bei näherer Untersuchung erkennt man aber doch in dem System auch manchen Mangel und jedenfalls manche Begleiterscheinung, die es zweifelhaft erscheinen läßt, ob nicht das deutsche System zumindest für Deutschland den Vorzug verdient, ganz abgesehen davon, daß die Ausbildung in den Gemeinschaftsschulen und der High School in Amerika erheblich unter dem Mangel einer genügenden Zahl guter Lehrer leidet; denn die Lehrer, auch die für die High Schools, werden in Amerika nicht so allgemein wie bei uns durch ein gründliches Universitätsstudium ausgebildet, sondern meistens durch den Universitäten angegliederte pädagogische Seminare, und da die Bezahlung entsprechend gering ist, wird die Tätigkeit an den Schulen hauptsächlich von Frauen ausgeübt. Wenn man die weit verbreitete Ansicht als wahr annimmt, daß Frauen in der Regel weniger ursprüngliche Schöpferkraft und unabhängiges Urteil haben als die Männer, eine Ansicht, die wohl durch die natürliche Zweckbestimmung der Geschlechter als begründet angesehen werden kann, so könnte man in diesem Erziehungseinfluß der Frau vielleicht eine Begründung der verhältnismäßig kritiklosen Einstellung zu Zeitungsberichten und dergleichen ansehen, die dem Amerikaner häufig nachgesagt wird. Auch andere Erscheinungen des amerikanischen Lebens können vielleicht auf diesen Einfluß der Frauen in der Schule zurückgeführt werden!« (Aus: Das Studium der Technik und Wirtschaft in den Vereinigten Staaten von Amerika von H. Aumund, Berlin.)

Wir sind am Ende unserer Ausführungen angelangt und stellen zum Schlusse fest, daß es eine eindeutige Erklärung für Inhalt und Umfang des Begriffes vom »Schöpfertum« nicht gibt, daß vielmehr seine Inhalte wechseln je nach dem Zeitideal einer Kulturepoche.

Die biologischen, soziologischen, philosophischen (Vaihinger) und psychologischen letzten Forschungen aber ergeben für uns, daß alle geistigen Lebensvorgänge (von denen die Frau niemals ausgeschlossen war) schöpferische Akte sind, deren Zentralisation in der künstlerischen und wissenschaftlichen Gestaltung nur ein Teilgebiet der schöpferischen Möglichkeiten ausmacht, ein Teilgebiet, aus dem unsere Patriarchatkultur irrtümlich ein Vollgebiet gemacht hat.

Dem individualpsychologischen kritischen Standpunkt erweist sich das Kriterium des Teiles als eine Denksicherung,

die heute abgebaut werden kann zugunsten der Ganzheitsbeziehung, einer Betrachtung, welche es ermöglicht, den umfassenderen Begriff des Schöpfertums aufzustellen, um nachzuweisen, daß beide Geschlechter irgendwie sich stets mit dem Schöpferischen auseinandersetzen mußten, um das Leben als tragende Qualität mitgestalten zu helfen. Wobei der Anteil der Frau genau so wie der Anteil des Mannes unentbehrlich für das Ganze war und nicht einem Wertungsprozeß unterliegen kann. Wir können mithin nicht mehr von einem Schöpfertum der Frau noch von einem solchen des Mannes sprechen, sondern nur noch von einem Schöpfertum des Menschen.

Erweisen sich aber die Dinge in der individualpsychologischen Schau als »Wirklichkeit«, so muß ein Frauenleben, das von unseren Gesichtspunkten aus gestaltet — wenn es dies neue Leben als Dienst an der Gemeinschaft auffaßt —, sich zu Leistungsmöglichkeiten auch auf jenen Gebieten entwickeln können, welche man bisher nur als Sphäre des Mannes ansah, weil man den Begriff des Schöpfertums eben nur einseitig und damit mechanisch, nie aber im Hinblick auf das ganze Leben faßte und wertete.

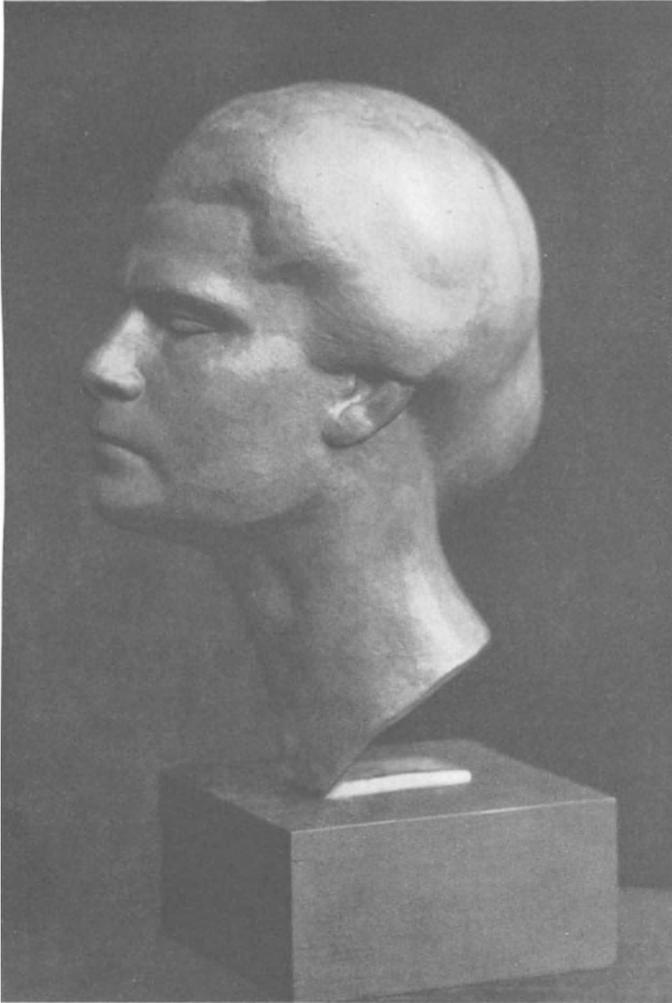
Der Darstellung eines solchen produktiven Frauenlebens der Gegenwart soll der praktische Teil vom Schöpfertume der Frau dienen.

Das Schöpfungertum der Frau

II. Praktischer Teil

Dargestellt am Leben der Bildhauerin Emma Cotta
mit 6 Tafeln

Bei Emma Cotta



Selbstbildnis

Wer ist diese Frau? Ein Name unter Millionen Namen — ein Mensch unter vielen.

Eine Künstlerin, die den Weg des Bildhauerns geht, und deren Gestaltungsgabe sich an die Schöpfung eines »Bach« heranwagt. Wie mag ihre Persönlichkeit sein?

Das waren die Fragen, die mich erfüllten, als ich zum ersten Male die vier Treppen hinaufschritt, welche zum Berliner Atelier einer Schaffenden führen, die irgendwie, das hatte ich aus dem kurzen Briefwechsel gefühlt, etwas wissen mußte von der geheimen Not eines Weibtums, das sich in dieser Welt männlich-herber Formen durch Schöpfertum um Geltung bemüht.

War sie im Innern dem eigenen Ringen verwandt — würde sie Verhüllungen des Menschseins haben, die einen langen Umweg bedeuten, bis der Mensch zum Menschen kommt — Verschleierungen, die da reden von Entmutigung, welche noch nicht zurückfinden läßt zu jener Wärme des Miteinander, das die Augen aller wahrhaft Lebenden wie ein traumtrunkenes Unsichtbares leise umwebt?

Zur letzten Treppe wendet sich der Fuß — da hört man über sich bereits eine Tür knarren, und ein leichter Schritt huscht an die Brüstung.

Eine Hand streckt sich entgegen, ein fester Druck, ein Dank für das Kommen von schmalen, aber scharf gezeichneten Lippen, — das ist die Begrüßung.

Und dann tritt man in ein kleines durch viele Glasfenster hellgemachtes Dachatelier.

Verhüllte Figuren auf Postamenten, ein Tisch, ein Ruhebett, ein paar Stühle und dazwischen eine zierliche kleine Figur mit klugen, dunklen Augen und Zügen, die vom Wissen um Not und Leben sprechen. —

Lebhaft und doch wiederum gehalten in seinen Bewegungen, so steht dieser Mensch vor mir.

Und spricht wie selbstverständlich von Arbeit und Gestalten, von Kampf und Schwere des Lebens, von Erfülltsein durch die Kunst, schreitet dann leichtfüßig zur Ecke und nimmt die Hülle von der ersten Figur.

Bach

Man vergißt bei diesem unerwarteten Anblick, was man noch eben um sich sah und hörte und hält Zwiesprache mit einem der Großen menschlicher Vergangenheit. Gewaltig, monumental grüßt der Kopf, aus dem schier unerschöpflicher Reichtum quoll, der aus Freiheit, Ursprünglichkeit und Tiefe des Wesens heraus schuf und in menschlichem Empfinden heimisch war. Der Schöpfer von Oratorien und Passionen, von Magnifikat und Sanktus, von Präludien und Fugen ist in der Wucht dieser Darstellung zum Leben neu erwacht, und sein seelisches Erleben schmilzt zusammen mit Klängen und Tönen aus dem eigenen Ich.

Herbe und streng — ein männlicher Mann — und doch vertraut mit den lebendigen Quellen alles Seins.

Etwas unsicher sucht man die Verbindung zwischen dieser Monumentalkunst und der zarten kleinen Frau, die stillschweigend daneben steht, und plötzlich weiß man, daß auch hier in der jahrtausendlangen Entwicklung des Lebens ein Mensch sich formte, der fast überlebendiges Zeugnis ist für diesen Entwicklungsgang selber, welcher geschlechtlosem Geist die Herrschaft über den Körper gewinnen ließ im heißen, unentwegten Ringen durch der Generationen Fülle.

Und fragend ruhen die Augen der Künstlerin auf mir: »Nicht wahr, das hätten Sie so groß von mir kleiner Person nicht erwartet? Aber das habe ich alles ganz allein gemacht.« Fast vergnüglich kommt es von ihren Lippen — und wie ein Kind sich einer gelungenen Überraschung freut, so streicheln ihre Hände den Kopf, dem sie glutendes Leben einzuhauchen verstand.

Schon fällt die zweite Hülle: Strindberg.

Der junge — der Realist, der Sezierer der Seele steht vor uns. Aber da in diesem Menschenleben keine letzte Wärme, keine tiefste Verwandlung des Dichter-Ichs gewesen ist, die sich auflöste in die Erschütterung durch Gemeinschaft, so bewundert man, aber bleibt kühl. War doch bei Strindberg kein gläubiges, kein williges sich an das Leben Hingeben. Da war Selbstbehauptung um jeden Preis, und damit war für Strindberg und die, welche er mitriß in Leben und Dichtung, nach ewigen, ehernen Gesetzen not-

wendig zuletzt die Selbstzerfleischung und Selbstvernichtung verbunden. Die Kühle des Weltraumes glaubt man um diese Gestalt zu fühlen. Aber auch sie lebt und ist, zusammengeballt und konzentriert im Ausdruck, geformt nach dem Willen und der Eigengesetzlichkeit dessen, der Generationen zur Auseinandersetzung mit der Problematik des Daseins zwang.

Wir alle sind suchende Wanderer und Arbeiter auf dem unendlichen Wege des Lebens, verlockender Torheiten voll, — aber von menschlicher Wärme Blutendes erzeugt sich doch erst da, wo wir nicht nur im Negativen bauen, zerstören, zerstörend formen, sondern wo wir in der übermeßlichen Fülle des Lebens stets von neuem drängen über Dornen und Gestrüpp hin zum Licht.

Strindberg verstanden, heißt ihn überwunden haben. Dieser Strindberg ist ein Überwundener.

Doch weiter führt der Schritt: Dostojewski.

Zweimal erblicken wir ihn — und gewaltsam muß man sich hinüberreißen in die neue Welt, welche diese Büsten in uns wecken. Die unerhörte Mannigfaltigkeit des Daseins, wie sie sich in Menschenköpfen darstellt, die hier hintereinander so schnell zum Bewußtsein gebracht wird, macht ganz still und schweigsam. Man atmet schneller und schwerer zugleich und sieht die vertrauten Gestalten des russischen Dichters in langen Reihen hinter seinem Haupte ziehen. Tief brennt das leidvolle Herz Jwan Karamasoffs aus diesem Blicke, es strömt in ihm die slavische Seele alle Not, alles Ringen, alles Dunkel aus sich heraus in tausend und abertausend von Fragen nach dem Sinn dieses Daseins.

Der schmerzreiche Dostojewski lebt. Aber neben ihm steht — noch gewaltiger fast — der Dichter als Typus seines Volkes. Das ist die große, die gewaltige, die eckige, die unverbogene, die ungebändigte Seele des russischen Volkes, die elementar, wie die Naturkraft eines weißglühenden Sternes, von höchsten Gluten voll ist und trüchtig von der Schwere ihres Erlebens. Und heute noch dünkt mich dieser Dostojewski vor allen anderen wert.

Fast matt erscheint neben ihm das Relief an der Wand, wo »Aljoscha« und »der Staretz« aus den Brüdern Karamasoff miteinander ringen, wengleich in der Haltung der beiden auch hier jenes unnennbare Etwas, das in der Dichtung sie umschwebt, sich wiederfindet.

Doch weiter wird der Schritt gedrängt, und es gilt,

Nietzsche und Michelangelo in die Fülle des Erlebten einzuordnen.

Michelangelo — — — vor unserem Auge ersteht die Schwere, die Wucht, die große Linie, das unerhörte Lebenserlebnis, die gigantische Kraft des Renaissancemenschen in der Tragik seines Lebenserlebnisses.

Wie kommt diese Frau gerade zu diesen Köpfen? so fragt man sich im Innern. Gedanken wehen leise über einem, doch sie entfliehen, ehe man sie haschen kann. Man fühlt und weiß die Dinge fast. Doch das Wort stockt und kann noch nicht letzte Gestaltung gewinnen. Erst als die natürliche Frage nach dem Wege dieses Schaffens kommt, als man hört: »Ich bin Autodidaktin, habe nie eine Stunde, nie eine Unterweisung, nie ein Modell, nie Anatomieunterricht gehabt und bin erst seit 4 Jahren bei dieser Arbeit«, da weiß man, daß hier die Problemstellung liegt.

Wir sitzen am Teetisch, und der Strom der Gedanken tauscht sich aus zwischen uns. Der Psychologe in mir drängt brennend in Fragen vorwärts.

»Warum ich Ihnen schrieb?« Sinnend blicken die Augen der Frau in die Ferne. »Ich schrieb, weil in Ihrem Artikel, den ich zufällig las, etwas mitschwang von dem, was auch den Rhythmus meines Seins gestalten half.« Und dann zieht es wie visionär fast über ihre Züge und leiser tönt es: »Das Werk der Frau — ich muß es gestalten, ich muß es formen, es muß gelingen, es — wird gelingen.« Fast ersterbend klingen diese Worte noch eben ins Ohr, dann wird es still, sehr still.

»Das Werk der Frau?« so kommt es fragend von meinen Lippen — »das Werk der Frau, wie soll ich das verstehen?«

Wieder tritt Stille ein — aber dann formen sich, wenn auch stockend — die Worte zu Sätzen, die Sätze zu Gedanken, und Bilder erstehen vor unser beider Seele, die gleiche Sprache sprechen, die gleiches Fühlen wecken, die gleiches Wollen verraten, die gleiches Wissen haben um Dinge, welche, aus Weibtum geboren, hinauswachsen wollen — wenn ihre Zeit erfüllt ist — zu reineren, klareren Formen des M e n s c h e n s.

Die Schatten des Abends sinken langsam in den Raum. Frage und Gegenfrage sind noch manchenmal hin- und hergeflogen.

Und noch immer klingt jene unbeirrbar Stimme in meinen Ohren, welche sagen durfte: »All mein Temperament und meine Liebe gehört dem Ton, er ist mir Ventil.«

Auch in diesem Leben hatte sich mir in jenen Stunden vor allem der alte Kampf gezeigt, der in Elternhäusern hundertfältig sich abspielt, den irgendwie jeder hat durchhalten müssen, der eigenes Leben verwirklichen wollte. Die Künstlerin, die den Weg zur Bühne gesucht hatte, durfte nach des Vaters Willen nicht den alten ehrlichen Namen verunglimpfen. Ihre Jugend fiel in jene Zeit, wo man im Bürgerstande das Schauspielertum so verachtete, daß man beim Herannahen einer Truppe sagte: »Kinder, nehmt die Wäsche fort, die Schauspieler kommen.«

Ob Väter und Mütter ahnen, wenn sie ihre Kinder zwingen, Künstlernamen anzunehmen, daß sie damit ein Band der inneren Bindung so zerschneiden, daß es in den seltensten Fällen noch zu flicken ist? Emma Cotta glaubte den Weg zur Freiheit der Persönlichkeit von der Bühne aus suchen zu müssen. Sie fand ihn zwar nicht in der Welt des »schönen Scheins«, von der die Jugend so gerne glaubt, daß sich hier das kleine Reich der Freiheit finde, welches das Leben sonst zu versagen scheint — aber diese Welt wurde ihr mit ein Boden, auf dem sie sich mit den Aufgaben gegenüber dem Leben auseinanderzusetzen versuchte.

Das Bild ihres Lebens zeichnete die Künstlerin in jener Dämmerstunde in groben äußeren Umrissen dahin. Willig wurde es aufgenommen und wanderte manche Tage, manche Wochen und Monate mit, bis es heraus sich drängte und nach Sprache verlangte, weil alle Einzelheiten dieses Lebens, dieser Entwicklung und dieses Schaffens sich zum Gesamtbilde der Persönlichkeit, zur untrennbaren Einheit von Mensch und Gemeinschaft, von Leben und Werk verdichtet hatten.

Das Schöpferium der Frau — hier war es wieder einmal lebendiges Fleisch geworden —, es ergoß sich in scheinbar männliche Formen und war doch so ganz gestaltet und erlebt durch das eigene Ich.

Die schöpferische Frau, die nie ein Märchen, nie eine Sage, nie eine Dichtung gewesen ist, deren lebensgestaltende Leistung im Menschheitsprozeß dann klarer nachzuzeichnen ist, wenn das Wesen des Lebens allgemein als schöpferische Entwicklung begriffen und in seiner Gesetzmäßigkeit erfaßt, als Kunstwerk vor uns ersteht. Die Frau, welche so gut wie der Mann Baumeisterin des Lebens war und ist in der Geschichte Fülle und die, wenn sie auch heute erst anfängt allgemeiner die Sprache des Mannes im Schöpferischen zu

sprechen, weil die Arbeitsdifferenzierung und die größere Fülle menschlicher Sicherungen dem Leben gegenüber ihr den Weg zu dieser Lebensbetätigung frei gab, dennoch dieses Erleben aus eigenster Leistung umformt zu eigener Sprache — einer Sprache, die, wenn sie frei ist von Krampf, von selber hinausweist über des Geschlechtes Grenzen, so daß sie zur Menschheitsfülle wird.



Angekauft vom Preußischen Kultusministerium
Oktober 1925
Aufgestellt im Institut für Kirchenmusik, Berlin

Jugend und Entwicklung

Im Hause des Porzellanmalers Eduard Christoph Zitzmann herrschte große Besorgnis. Mit schwerer Lungenentzündung lag die Mutter zu Bett. Eben erst war der Vater vom Krankenlager aufgestanden. Nun hatte es die Frau gepackt, die den Mann all die Zeit, während seiner Krankheit, auch beruflich unermüdlich vertreten hatte. Es sah böse aus. Mit aller Kraft suchte der Mann sich zusammenzureißen. Es mußte gehen. Die zwölf Kinder, von denen zehn Buben waren, bedurften seiner Hilfe. Es galt, wie schon oft, die Zähne aufeinanderzubeißen, um durch die Zeiten hindurchzukommen. Das war ja wohl zu schaffen. Aber mit schweren Gedanken dachte er an das kommende Kindchen. Wenn die Frau das nur überstehen würde! Doch sie war ja kräftig und energisch — und eigentlich hatte bei allen zwölf Geburten bisher das Schicksal ihnen keinen Streich gespielt. Er mußte hoffen und zunächst arbeiten, um die hungrigen Mäuler zu stopfen. Seine Gedanken schweiften umher.

Die Frau war ihm unentbehrlich — in allem. Er war so gewohnt, das Leben mit ihr zu teilen, ihren Rat zu hören, daß ihn schon jetzt die Einsamkeit drückte, wo er nicht die Alltagsorgen mit ihr besprechen und überlegen konnte. Mit Stolz hatte er gehört, daß der Fabrikherr die feine und geschickte Arbeit der Frau — sie hatte während seiner Krankheit mit dem Formen von allerlei Tieren begonnen — den anderen als Vorbild hingestellt hatte. Er selber hing an seiner Porzellanmalerei, die er teils für die Fabrik, teils auf eigene Rechnung betrieb. Er war eine milde und friedliche Natur, die gerne still den kleinsten Freuden und Schönheiten des Lebens und der Arbeit nachging.

Bange Wochen verstrichen. Die Stürme des Monats April waren vorüber, und der Mai lächelte freundlich und warm auf die Menschen herab. Da erhob sich auch Rosa-

munde Zitzmann wieder von ihrem Krankenlager, und Leben und Arbeit in der Familie nahmen den gewöhnlichen Verlauf. Aber sei es nun, daß die Krankheit selber Spuren hinterlassen hatte, sei es, daß tiefere Gründe mit im Spiele waren — das erwartete Kind war eine Frühgeburt, und sein Leben war außerordentlich gefährdet, als es am 28. September 1880 in Rudolstadt a. d. Saale zur Welt kam.

Acht Monate lang schwebte das kleine Mädchen, Emma genannt, zwischen Leben und Tod. Niemand glaubte, daß die Aufzucht gelingen würde, um so weniger, als die Schwierigkeiten der Nahrungsaufnahme bereits nach der sechsten Woche beim Rückgang aus der Kirche, wo die Taufe vollzogen wurde, einsetzten, und monatelang mußte der kleine Weltbürger mit dem Abguß von Kakaoschalen genährt werden.

Merkwürdig schnell erholte sich dann vom achten Monate ab das Kind und, obgleich es immer zart blieb, konnte es doch schon mit einem Jahre laufen.

Dieser kleine Mensch befand sich bei zwölf Geschwistern vom ersten Tage seines Lebens in einer lebendigen, starken Gemeinschaft. Es wurde ihm früh bewußt, durch das tägliche Beispiel, daß das Leben Arbeit bedeute und daß in der gegenseitigen Hilfe, auf die kinderreiche Familien viel mehr angewiesen sind, ein Stück Naturgesetz liege, das man wie selbstverständlich in sich aufnahm.

Diese Leitlinie ihrer frühesten Kindheit ist noch heute das Merkmal im Charakter der Bildhauerin. Die Stellung zum Problem der Arbeit als eine der Aufgaben, welche jeder Mensch zu lösen hat, ist ihr eine unauslöschliche Kindheits-erinnerung. Und da sie alles um sich arbeiten sah — alle zehn Brüder lernten das Gewerbe des Vaters und arbeiteten teils in der Lehre bei ihm selber oder in der Fabrik, so gewöhnte sie sich früh an diese Tatsache. Die Mutter erzählte von ihr, daß sie als kleines Kind kaum im üblichen Sinne gespielt, sondern sich immer arbeitend unterhalten habe, somit praktisch den großzügigen pädagogischen Gedanken der italienischen Ärztin Dr. Marie Montessori vorwegnehmend.

Hier müssen wir eine der wertvollsten Quellen für die unerhörte Sicherheit erblicken, mit welcher Emma Cotta fast wie eine Somnambule ihren Weg gesucht hat. Daß das Spiel des Kindes ihm lebendiges Leben vermittele, daß es seine Eigen-tätigkeit anrege, daß es sein Persönlichkeitsgefühl nicht gefährde oder unterdrücke, ist Voraussetzung, daß Persönlich-

keitswille, der frei von Minderwertigkeitsgefühlen ist, sich formen kann. Je eher und selbstverständlicher das Kind auch im Spiel und durch die Art seines Spieles unbewußt sich einfügen und sich begreifen lernt als ein Stück Gemeinschaft unter anderen Gemeinschaften, je früher es — unabhängig vom Geschlecht — gelehrt wird, durch liebevolles Bereitsein in sich das Wesen »Mensch« zu einer Erfüllung zu bringen, je weniger es zu Sicherungs- und Abwehrmaßnahmen durch geltungshungrige Eltern getrieben wird, je selbstverständlicher es sich der Fülle des Lebens hinzugeben bereit ist kraft sozial eingestellter Erziehung, um so mutiger, um so leistungsfähiger, um so gewisser wird der Mensch in der Auseinandersetzung mit den Aufgaben des Lebens sich zu behaupten, sich zu gestalten, sich zu formen wissen. Und desto eindeutiger wird der Lebensplan von Anfang an erscheinen.

Es ist bedeutungsvoll, daß sich diese Linie des Mutes bis in das zweite Lebensjahr des Kindes zurückverfolgen läßt. Die Mutter pflegte — wie es noch heute in vielen Städten, die an Flüssen liegen, üblich ist — die Wäsche an der nahen Saale zu bleichen. Bereits mit zwei Jahren trippelte Klein-Emma, ein Eimerchen auf dem Bauch haltend, neben der Mutter her. Selbstverständlich schöpfte sie alleine Wasser in den Eimer, und selbstverständlich wollte sie alleine den Eimer nach Hause tragen. Es lag — durch Notwendigkeit und Gewohnheit erzeugt — ihr ferne, sich helfen zu lassen, und jeder Versuch, ihr beizuspringen, wurde auch bald als nutzlos aufgegeben, trotzdem die Kleine beim Schleppen der Last mehr als einmal zu sagen pflegte: »Dott, ach Dott, ist das swer.« Schon hier steckte sie sich bei der Arbeit ein Ziel: »bis zum nächsten Baum«, wenn es gar zu schwer wurde. Und bis zum ersten Baum, dann zum zweiten und zum dritten wurde die Last getragen. Hier beginnt schon beim Kinde das »Training« auf Ausdauer, das als Zähigkeit im Charakter der Erwachsenen erscheint.

Ihr Kinderwort wurde, wie die Künstlerin selber sagt, zum Motto für das Leben. Die Tatsache der Härte des Daseins und die Selbstverständlichkeit, ohne Murren Arbeit und Schicksal auf sich zu nehmen, waren die unauslöschlichen Jugendeindrücke, die ihr zu Spielregeln wurden, die sie immer gebrauchte, wenn je sie dieselben nötig hatte. Und natürlich hat sie ihrer bis zum heutigen Tage bedurft. Daß sich jeder selber ein Ziel stecken müsse, und sei es auch nur das selbständige Tragen eines Eimers mit Wasser, daß man nicht

unnötig andere um Hilfe angehen dürfe, wenn man es alleine könne, waren Gedanken, die im Unterbewußtsein der Zweijährigen bereits ihre Spuren hinterließen. Die Tatsache, sich bedienen zu lassen oder nicht volle Selbständigkeit bei täglichen Lebensvoraussetzungen zu haben, wäre ein unvorstellbarer Gedanke in der ganzen Familie gewesen. Es mußte jeder sich selber besorgen, selber alles erledigen und in Ordnung halten, sonst wäre es mit den dreizehn Kindern nicht gegangen.

Daß unter solchen Voraussetzungen das Schulleben normal und unquälerisch für das Kind verlief, ist eigentlich selbstverständlich. Die Kleine war, als sie mit sechs Jahren in die Bürgerschule kam, bald der Liebling der Lehrer. Sie blieb zwar zärt, war aber völlig gesund und leistete über die Schulanforderungen hinaus noch Besonderes im Deklamieren und Theaterspielen.

Auch hier finden wir eine der Leitlinien, denen die Künstlerin im ganzen Leben treu blieb: der Drang, das Leben irgendwie zu gestalten und sich in ihm zur Geltung, zur Darstellung zu bringen. Bezeichnend ist, daß sie innerhalb der Kinderzeit mit den Spielkameraden selten in Streit oder Schwierigkeiten geriet, daß sie also, trotzdem sie es liebte, beim Theaterspielen zu »regieren« und die »gnädige Frau« darzustellen, sich nie so außerhalb der Gemeinschaft stellte, nie so überwertigen Zielen nachjagte, daß sie jenseits der menschlichen Beziehungen überhaupt geraten wäre. Hier liegt das unzerstörbare Stück Gesundheit, das aus dem glücklichen Abwägen zwischen Persönlichkeitsgefühl und Gemeinschaftsempfinden auch heute noch die Stärke in der Persönlichkeit der Künstlerin ausmacht.

Belangreich ist, wie nun in der Weiterentwicklung dieses Stück Gesundheit zeitweilig beiseite geschoben wird, und wie die scharfe Spannung zwischen individueller Gebundenheit an die Anschauungen der Zeit zur Auseinandersetzung mit den vom Geschlechte unabhängigen psychischen Möglichkeiten drängte. Alle dogmatischen Feststellungen und Anschauungen vom Wesen des Weibes — bei dem man physische und psychische Gesetzmäßigkeit als eine Gleichheit dachte — und sich nichts von ihrer teilweise andersartigen Gesetzmäßigkeit träumen ließ, haben notgedrungen im Entwicklungsgang der Menschheit an jenen Punkt gelangen müssen, wo die »Wirklichkeit«, die »neue Sachlichkeit«, die man dank des ungeheuren Fortschrittes vor allem der natur-

wissenschaftlichen, biologischen und soziologischen Kenntnisse aufbringen konnte, zu tieferer Durchdringung von Problemen zwang, die scheinbar unverrückbar als Dogmen dastanden.

Als die Schule für Emma Cotta begonnen hatte, nahm man ihr zu Hause die Spielsachen fort und drückte ihr täglich den Strickstrumpf für eine Stunde in die Hand. Es wurde auf »Weiblichkeit« trainiert. Bezeichnenderweise mußte sie sich als einziges Mädels unter den zehn Brüdern (die lebengebliebene Schwester war wesentlich älter) zu einer Sonderarbeit entschließen, die ihr erstens wegen des Stillsitzens nicht zusagte, und die sie zweitens als aus dem gemeinsamen Rahmen fallend empfand. Außerdem fühlte sie bitter, daß die Brüder im Walde »Freiheit« genießen, d. h. Holz zur Feuerung holen durften, während sie still bei einer Arbeit sitzen mußte. Hier regten sich ihr die ersten Gedanken von einer ungleichartigen Behandlung der Frau, hier lernte sie aber auch das unermüdliche Ausharren bei einer Sache. Hier liegen die starken Quellen ihres »männlichen Protestes«, den sie, unterstützt durch den Einfluß der auf Selbstbehauptung eingestellten Mutter und durch die Tatsache, jüngste unter vielen, besonders Knaben zu sein, umzusetzen suchte in Leistung, die in ihrer Erscheinungsform sich den Tendenzen der männlichen Lebensform anpaßte. So sehen wir denn ihre selbstverständliche Abwehr und den Formenwandel ihres Minderwertigkeitsgefühles. Selbstverständlich ging sie in den Protest. Natürlich verstand sie den Zusammenhang der ihr anders erscheinenden Erziehung nicht und fühlte nur, daß die veränderte Handhabung in der Bewertung zwischen ihr und den anderen nicht der sonstigen Gemeinschaftsbehandlung entsprach. Die ihr unverständliche einseitige Belastung löste Empfindungen aus, die dem Protest kräftige Nahrung verliehen, indem sie gegenüber der ihr als »passiv« erscheinenden Arbeit durch Deklamieren und Theaterspielen in die »Aktivität« ging und in bezug auf die Brüder sich dadurch gegenüber dem als »minus« empfundenen Strumpfsticken eine Sonderstellung, ein Plus zu sichern trachtete. Hier sehen wir ein deutliches Beispiel für unsere Behauptung, daß jeder die Gefühle hat, die er haben will und die, vom Finale seiner Persönlichkeitseinheit bestimmt, wie die ewig in Bewegung befindlichen Elektronen erscheinen, die als Eigenschaften um den Kern, die Persönlichkeit, schwingen.

Die Tatsache, daß die Eltern verschiedentlich verzogen,

daß in der Mutter ein starker Wandertrieb steckte — sehr bezeichnend für eine gewisse Kompensation aufgerichtet gegenüber der Tatsache der Seßhaftigkeit durch überreichliche Geburten —, daß die Mutter eine auffällige Aktivität zeigte, brachte das Mädchen natürlich auch in diesem Punkte früh zu einer Aneignung von Lebensformen, die sie vorgelebt sah. Wobei an der Mutter deutlich der Wunsch festzustellen ist, dem sie Worte verlieh, daß die Tochter in sich auswirken solle, was der Mutter zu gestalten vom Schicksal versagt blieb.

Nichts ist in dieser Welt wohl auffälliger als der ungeheure Nachahmungsdrang, der alles junge und werdende Leben beseelt. Es gibt keine Unart und keine Tugend, die nicht irgendwie bei der Jugend Begeisterung und Gefolgschaft hervorriefe — oft sogar gegen besseres Wissen. Man ahmt nach, weil man innerhalb der eigenen Unsicherheit noch nicht zu wählen gelernt hat, und weil man auf der anderen Seite das Wesen dieser Unsicherheit, dieses Ausweichens vor der Schwere des Lebens, infolge mangelnden Wissens in seinen Zusammenhängen noch nicht erkannt hat. So unerhört selbstsicher schreitet das Leben, daß es seinen Geschöpfen all diese Kämpfe und Nöte zumuten darf.

Die Auffassung des Vaters, daß man eifrig lernen müsse, um weiter zu kommen, hatte Emma früh zu den Büchern greifen lassen. Und um so williger tat sie das, als von seiten des Vaters diese Dinge niemals in der Form eines Müßens ausgesprochen wurden. So war es eigentlich selbstverständlich, daß Emma gerne las, daß sie kein Interesse für den Haushalt zeigte, daß sie von der Mutter dafür reichlich gescholten wurde und endlich mit fünfzehn Jahren in einen Haushalt zum Kochenlernen geschickt wurde. Ein Jahr hielt sie es aus — dann sollte sie im Kaufmännischen geschult werden. Auch hier arbeitete sie wieder ein Jahr, erklärte aber, an diesen Dingen nicht den geringsten Anteil zu haben und durfte nach vielen Überlegungen endlich dem Vater beim Porzellanmalen helfen. Diese Arbeit beglückte sie sehr. Es war etwas Lebendiges darin, vor allem nicht der ihr tot erscheinende Mechanismus von Schreibmaschine und Schreibstube.

In dieses Jahr fiel dann auch das Erlebnis ihrer Tanzstunde. Als stärkste Erinnerung dieser Zeit blieb ihr — wiederum bezeichnend — nicht das Vergnügen, sondern die Aufgabe, daß sie ihre Kleider selber nähen mußte, wenn sie zum Tanze gehen wollte, und daß sie diese Arbeit — ohne

sie je gelernt zu haben — von der Mutter absah. Auch hier war sie mit großer Freude bei der Sache. Konnte sie doch dabei selbständig und auf eigene Faust ihre Gedanken ausspinnen — soweit es der Geldbeutel erlaubte.

Im übrigen hatte sie durch die Tanzerei verschiedene platonische Lieben, die sich jedoch auf gelegentliche »Fensterpromenaden« beschränkten.

Bald aber — nachdem sie die Beherrschung der Arbeit in der Porzellanmalerei gelernt hatte — machte sich in ihr jene Unruhe geltend, welche das Zeichen aller Jugendlichen ist, und welche die Unsicherheit der eigenen Lebensaufgabe — auch wiederum unabhängig vom Geschlechte — und die Ungewißheit des Lebensschicksales zur Voraussetzung hat. Wiederum generell tritt bei dem jungen Menschen eine erhöhte Spannung ein, die ihn zu irgendwelchen Entscheidungen und Entschlüssen treibt.

Für Emma Cotta war eigentlich der Weg vorgezeichnet. Die Wanderlust der Mutter, die ewige Unruhe eines kinderreichen Haushaltes, wie sollte sie anders wünschen als wandern zu wollen? Dazu die Hälfte der Brüder auf Wanderschaft. Wanderschaft bedeutete doch Erfahrungen sammeln, und das Wort des Vaters ward wiederholt, daß der Mensch nur aus seinen Erfahrungen das Leben gestalten und meistern könne.

Aber würde man sie — die jüngste — und dann als Mädchen herauslassen?

Die Ungewißheit drückt sie. Um dieser Unsicherheit zu begegnen, nimmt sie neue Spielregeln auf, welche ihr geeignet erscheinen, die Eltern gefügig zu machen. Sie wird launisch und übelnehmerisch, ihr Temperament braust plötzlich auf. Die Freundinnen wollen nichts mehr mit ihr zu tun haben, sie wird nicht mehr eingeladen, weil sie angeblich die Männer allen anderen abspenstig macht. Sie benimmt sich als Tyrannin. Der Vater ist betroffen und rät ihr, nur ja nicht an Heiraten zu denken, da sie jeden Mann unglücklich machen würde. Das grade hatte sie gewollt: nicht in dem üblichen Frauenschicksale untergehen zu müssen. Ihr Trotz geht aber vorläufig weiter, und es wird immer ungemütlicher zu Hause. Um so mehr, als Emma andauernd über die Enge des Hauses mault und alles entwertet, was mit dem elterlichen Heim zusammenhängt. China und die große Welt, von der sie schwärmt, sind das Ziel ihrer durstigen Sehnsucht. Mehr als einmal erklärt sie, daß sie das Ausland sehen wolle, um sich

zu bilden, um Sprachen zu üben, um Menschen und Natur kennenzulernen — kurz, der natürliche Persönlichkeitsdrang, sich auszuweiten, um sicher zu werden ist in ihr wie in jedem gesunden Menschen lebendig.

Endlich ist sie am Ziel ihrer Wünsche. Die Eltern willigen ein, und zusehends bessert sich ihre Stimmung. Eifrig bewirbt sie sich um Möglichkeiten, und die Eltern sind auch einverstanden, daß sie auf ein Angebot hin als Kinderfräulein nach Brüssel geht.

Bezeichnend für diesen Entschluß, eine nicht ganz leichte Aufgabe ohne Vorbereitung zu übernehmen, war der Mut mit welchem Emma Cotta hier zugriff. Hatte sie auch zu Hause in vieler Arbeit gestanden, so war sie doch immerhin nicht von »fremden« Befehlen abhängig gewesen, und nun erlebte sie zum ersten Male dieses bittere Brot der Fremde. Ziemlich ernüchtert kehrte sie nach einiger Zeit zu den Eltern zurück, zumal da sie draußen hatte andauernd Deutsch sprechen müssen, was sie als Zeitvergeudung empfunden hatte. Es galt vorab die Eindrücke zu verarbeiten. Zunächst malte sie abermals Porzellan. Aber bald war die alte Unruhe, war der heiße Drang der Enge zu entfliehen wieder da. Der Wunsch, darstellen, gestalten, sich zeigen zu können, wurde von neuem übermächtig in ihr, und sie begann abermals sich mit den Plänen für ein Bühnenaufreten zu beschäftigen.

Bezeichnenderweise trug sie diese Gedanken aber allein für sich. Ihr Persönlichkeitsstolz litt nicht, sich Blößen zu geben in einer Sache, deren Erfolg so zweifelhaft war. Sie schlug den Eltern darum als Vorwand vor, daß sie nach Paris in ein Atelier gehen wolle, um Modellkleider nähen zu lernen, damit sie auf diese Weise später ihr Brot verdienen könne. Sie wußte den Eltern diese Notwendigkeit vor allem mit dem Hinweis auf die Tatsache, daß beide eines Tages doch nicht mehr sein würden, während sie doch leben müsse, so zu suggerieren, daß ihren Plänen nichts mehr entgegengesetzt wurde. In ihrem Innern aber war nur ein Vorsatz: über Paris nach Amerika (recht weit, damit sie nicht zurückgeholt werden konnte) baldmöglichst zu gelangen, um dort als Schauspielerin zu wirken. Wohlweißlich ging sie erst mit dem einundzwanzigsten Jahre, der Zeit ihrer Volljährigkeit fort, damit »keine Polizei über sie Macht habe«.

Es ist eine der wichtigsten Beobachtungen im Leben junger Menschen, zu sehen, wieweit ihre Phantasie sie aus

dem Reich der Wirklichkeit in ein Reich der Ideenwelt trägt und tragen kann. Hier spinnen sich für alle die Fäden hinüber zur Kunst, hier entscheidet sich oft das ganze Berufsschicksal eines Menschen. Da, wo die Wirklichkeit, die Not des Lebens tagtäglich so hart drückt, daß alle Lebenskräfte sich ihr gegenüber erschöpfen, da werden wir kaum Beziehungen zur Kunst finden. Die Entfaltung der Kräfte des Gemeinschaftsgefühles wird da in dieser Richtung verhindert. Wer diese Dinge innerhalb des Proletariats beobachtet, wird manche Bestätigung für unsere Auffassung finden. In den Anfängen der bewußten sozialen Entwicklung, wo die stärkere Gemeinschaftsbeziehung anfang die Menschen aus einer gleichmäßigen Stumpfheit des Lebens, aus der Gruppenisolierung zu reißen, wäre eine zu starke oder individuelle Beziehung zur Kunst eine Blasphemie gewesen gegenüber notwendigeren menschlichen Aufgaben. Die Kunst mußte wie eine Angelegenheit der Reichen erscheinen. Heute bereits ist diese Entwicklung, unter der Tatsache allgemein besserer Lebensbedingungen innerhalb des Proletariats einer völligen Umwandlung unterworfen, und es zeigen sich die bewußten Kräfte eigener schöpferischer Entwicklung auch hier innerhalb der Anfänge selbständiger Kunstgestaltung.

Emma Cotta stammte zwar aus einfachen aber nicht proletarischen Verhältnissen, und die Beschäftigung des Vaters war für sie das Band zur Kunst, welches sie automatisch auf diesen Weg hinwies. Die ganze Atmosphäre des Hauses, vor allem aber der Einfluß und die Stellungnahme der Mutter gegenüber dem Leben waren dann das weiter Entscheidende.

Immer werden wir in allem Leben finden, daß wir irgendwie und irgendwann dem Zwange der harten Alltäglichkeit zu entrinnen versuchen, um uns irgendwo ein erträumtes kleines Reich der Selbständigkeit in Harmonie aufzubauen. Hier liegen alle Wege zur Kunst. So unendlich empfindlich sind wir alle in unserm Persönlichkeitsgefühl, welches wir hüten wie eine Mutter ihr Neugeborenes, daß wir alle unausgesetzt bemüht sind, uns in unserer täglichen Aufgabenlast jene lichten Augenblicke einzubauen, die uns die Tatsache von ein wenig Freiheit vermitteln und erleben lassen.

Noch wandelt ja die erdgebundene Menschheit zum größten Teile unter jenem Gesetze des Zwanges, das die Tatsache der geringen Beherrschung des Erdraumes noch der Mehrzahl von uns auferlegt, so daß wir bis jetzt in den wenig-

sten Fällen das Gesetz des Müssens in ein allgemeines Gesetz der Freiheit umzuwandeln vermochten. Noch stehen wir an den Anfängen einer Umgestaltung, die späteren Geschlechtern bei größerem Wissen eine Selbstverständlichkeit sein wird. Und so kämpfen und verbrauchen wir uns noch stärker als spätere Geschlechter es müssen, um jene Sicherheiten zu erringen, welche einer an sich bewußteren Menschheit dereinst schon durch neue Erziehungsformen und Inhalte mit in die Wiege gelegt werden können.

Als Schauspielerin erhoffte sich diese Frau im Spiele und in der Darstellung von Rollen einen doppelten Gewinn. Auf der einen Seite suchte sie kulturelle Entwicklungsmöglichkeiten im Austausch mit den Partnern, auf der anderen Seite hatte niemand mehr ihr darein zu reden, wenn sie ihr inneres Sein in die Schöpfungen ihres Willens zu legen trachtete. Wenigstens glaubte sie es. Und alle Arbeit schien ihr nur Mittel zum Zweck. Alles, was sie zu tun gedachte, wurde bestimmt her von diesem Ziele, und die Kausalität ihres Handelns war innerhalb des Bezugssystems, das sie selber, getrieben vom Darstellungsdrang ihres Ichs und ihres Unabhängigkeitswillens sich schuf, eine eigene, von ihrem eigenen Willen hergeleitete Notwendigkeit. Sie glaubte zu handeln, als ob sie vom Dämon getrieben werde — in Wirklichkeit handelte sie innerhalb jenes Kreises, der sich deckte mit dem Bilde eines Persönlichkeitsideales, das zunächst außerhalb der Realität des Lebens lag, weil es Vollkommenheitsidol in sich trug.

Die Vorbereitungen für ihren Fortgang nahmen sie voll in Anspruch.

Endlich war der Tag der Abreise da.

Die Überwertigkeit ihres Wollens trat Emma Cotta wohl beim Fortgange dumpf ins Bewußtsein, und Tränen waren ein Zeichen für Vorgänge, die weit über die Trauer des Abschiedes hinausreichten und unter der Oberfläche eines scheinbar selbstverständlichen Schmerzes ihr wechselndes Spiel trieben.

Sturm und Drang

Ein Mensch ging hinaus ins Leben, um seinen Sinn zu ergründen, um sich selber den Weg zu bahnen, um »frei und unabhängig« sich gestalten zu können, und er zog aus mit dem Mute der Unerfahrenheit, dem in der Jugend Dämpfer nicht allzu ernstlich aufgesetzt worden waren.

Dieser Mensch trug vor allem von der Mutter »Erbgut« mit sich — das heißt, die Mutter hatte ihn gelehrt, zu arbeiten und darauf zu achten, daß man nicht an letzte Stelle gedrückt werde. Das »Z« ihres Namens, das bei Prüfungen und ähnlichen Anlässen ihre Kinder zum Schlusse kommen ließ, war der Mutter stets ein Dorn im Auge gewesen — und das »Z«, welches die Tochter umwandelte in ein »C«, das am Anfange des Alphabetes stand, war scheinbar ein unbedeutendes Zeichen und blieb dennoch Symbol, das die Künstlerin unter ihren Willen zwang, um es zur Leitlinie ihres Lebens unbewußt zu erheben. In diesem »C« lag die Zielstrebigkeit ihrer ganzen Persönlichkeit einbegriffen, und sie vertraute diesem Lebensprinzip, weil sie bereit war, das Leben als tragende Qualität anzuerkennen. Sie grübelte nicht, sie arbeitete, weil Arbeit ihr bereits zum Sinn eines gestaltenden Lebens aus dem Elternhause her vertraut war.

Und da die Fülle des Lebens ihr in dem kinderreichen Hause Kräfte des Gemeinschaftsempfindens gelöst hatte, tauchte sie auch in der Ferne ohne Schwierigkeiten in die Möglichkeiten von Lebensbeziehungen, die ihr stets bereites »Helfen wollen« ihr wie selbstverständlich verschaffte.

Die Wurzel ihres Daseins war Lebensbejahung, die im gelockerten und lebendig gemachten Gemeinschaftsgefühl ruhte. Aber noch war es nicht erprobt, noch hatte Emma Cotta es nicht den rauhen Winden des Daseins ausgesetzt — noch war ihr Lebensplan nicht gezeichnet von Bergen und Tälern, von Furchen und Vertiefungen, die seinen Inhalt ausmachen.

Die drei Wochen, die sie in einem Pariser Heim verbrachte, waren ausgefüllt mit dem Suchen nach Arbeit.

Arbeit, welche zunächst Fragestellung hieß. Die be-

deutete: wie komme ich am schnellsten nach Amerika, wo mich keiner zurückholen, zurückfordern darf — wo ich untertauchen kann in der Fülle der Lebenskräfte.

In der Pariser Edition des New Yorker Harald suchte ein Mensch eine Gesellschafterin, um die halbe Welt zu bereisen. Mit beklommenem Herzen stellte sich das junge Mädchen vor. Wenn es doch wahr werden möchte!

Der Wettbewerb mit siebenundzwanzig anderen war kein Geringes. Aber sie wußte zu sagen, was sie wollte und war unerschrocken.

Es folgten zwar noch bange Stunden des Wartens, an deren Ende aber der Erfolg stand

Und zukunftsfrohen Herzens trat ein junger Mensch die Reise nach England an.

London bot für sechs Monate ein unerhörtes Feld der Beobachtung.

Der Dienst war nicht schwer, aber auch nicht leicht. Wo wäre es je leicht gewesen, sich den Launen eines Herrschenden zu fügen, der vor allem alle Kräfte des anderen für seine eigene Verschönerung verwendet? Doch alles wurde heruntergeschluckt, alles wurde ertragen bei dem Gedanken, dadurch hinüberkommen zu können in das Land der ersehnten Freiheit. Tage zukunftsfroher Erwartung, des Mutes und der Lebenssicherheit im Hinblick auf das Ziel wechselten mit Stunden tiefster Unsicherheit und Angst, ob die Wunsch-erfüllung gelingen würde. Gerade in solchen Sekunden der Schwachmütigkeit aber half die ungeheure Millionenstadt des englischen Weltreiches — das Gefühl menschlicher Verbundenheit schlechthin — die Spannung besiegen, gab Lebensmut zurück.

Wie eingebettet in das Schicksal der Menschheit fühlte sich Emma Cotta, wenn sie über die Tower-bridge die flutende, arbeitende Masse des Volkes sah. Masse tönte es ihr in den Ohren — Masse klang es in ihrem Innern. Du selber ein Stück dieses Ozeans der Bewegung. Ungeheures Leben — überwältigende Flut der Unerschöpflichkeit —, man kann dich nicht ergründen, man kann dir nur liebend und hoffend vertrauen, weil du durch der Arbeit Gewalt uns alle einbeziehst in deinen gesetzmäßigen Lebensring.

Und während sie unter solchen Gedanken das Leben durstig in sich aufnahm und es liebend zu betrachten sich bemühte, wuchsen unbeschnitten ihrer Sehnsucht Flügel, und sie gedachte immerfort des Zieles, das sie sich gesteckt und zu

dem alles Wollen sie zog. Und williger beugte sich ihr Haupt der Arbeit.

Und wenn der Abend sich dann senkte, wenn die Erwerbsarbeit sie frei ließ, dann saß ein Mensch mit glühenden Wangen allein im kleinen Raume und vertraute aus dem eigenen Erleben heraus dem Gedächtnis die Rollen der Dichter, deren geistiges Gut sie durch stilles, unentwegtes Lernen zu dem ihrigen machte.

Noch wuchs es langsam in ihr. Doch schon gestaltete ein Weniges an Lebenserfahrung, die ihr wurde, die Form eines Wollens, das sie nicht mehr los ließ. Und dann kam der Tag, der sie dem örtlichen Ziele näher trug. Die Abreise nach Amerika erfolgte.

Ein frischer Wind blies um die Wangen der Zweiundzwanzigjährigen, die, glühender Gedanken voll, im Herbst 1902 auf dem Dampfer Pennsylvania in den Hafen von New York einfuhr. Plätschernde Wellen sah sie zu ihren Füßen, doch der Blick war auf die Fülle der Menschen gerichtet. Voll von neuem Erleben, durstig alles in sich saugend, so genoß sie die Einfahrt in ein neues Land. Amerika!

Wie viele mit reichen Hoffnungen hast du, amerikarisches Siedlungsland schon empfangen! Könnten deine Steine reden und die Winde den Hauch der Gedanken verständlich machen, wie würden sie sprechen ohne Ende von dem drängenden Wollen alles lebendigen Seins.

Aber stumm und tot liegst du da — deine Steine reden nicht und sind hart und gefühllos wie die Wellen, die den unaufhörlichen Gesang des Lebens wiederholen seit urenigen Zeiten.

Und die Bestialität, die im Menschen sein kann und ist, hier streckt sie noch ungehemmter die Fühler aus, weil die ungeheure Macht, die Übermacht der Natur noch gewaltiger drohet und dadurch die Angst alles Lebens noch stärker hervortreibt, so daß Mensch gegen Mensch sich nackter und unverhüllter zeigt. Denn in dieser Fülle der Menschheit, was schiert es, wenn einer untergeht und verschwindet?

Beinahe wäre Emma Cotta diesem Schicksale erlegen. In Amerika, wo sie niemand kannte, wo sie ohne Schutz dastand, versuchte ihre Dienstherrin sie der Bewegungsmöglichkeiten zu berauben. Unter dem Vorwande, das verdiente Geld anlegen zu wollen, behielt sie das Gehalt des Mädchens zurück, die in unendliche Verzweiflung geriet, weil sie sich plötzlich der Willkür eines Menschen ausgeliefert sah, dem sie nichts entgegenzuhalten hatte. Zu jung und unerfahren

noch, um etwas zu wissen vom Schutze Deutscher im Ausland oder von zuständigen Stellen, zermarterte sie ihr Gehirn, um aus diesem Gefängnisse zu entkommen.

Amerika war doch ihr Ziel gewesen — und nun sollte sie nach dem Willen ihrer Dienstherrin weiter mit über das Wasser zum fernen Osten. Wie ihr plötzlich graute — wie sie sich fürchtete vor einem unbekanntem Schicksal —

Aber wohin — wohin? Furchtbare Stunden der Angst und Not verlebte sie in dem Boarding-house, in dem sie mit ihrer Auftraggeberin nach einigen Monaten Hotellebens gelandet war.

Das Leben grinste sie erstmalig mit fletschenden Zähnen an, denen sie nicht zu entrinnen wußte, und von Grauen geschüttelt gedachte sie oft des stillen Hauses im Thüringerland, das sie um diese Not vertauscht hatte. Die Dämmerabende in der Familie erschienen ihrem geistigen Auge, wo das Holz, von den Brüdern aus dem Walde geholt, im Ofen knisterte. Wo die Mutter mit ihnen um die Glut des Herdes saß und erzählte von tapferen Helden, die immer Wege in der Not des Daseins gefunden hatten. Wie war das doch gewesen? Was hatte die Mutter gesagt? Sie konnte sich nicht erinnern. Und Zaghaftigkeit stieg empor, ob sie recht getan hatte, dem Elternhause zu entfliehen. Recht, was war recht?

Sie konnte doch nicht bereuen — das wußte sie. Sie wollte und mußte ja die harte Last des Lebens auf sich nehmen.

Aber wie? Das Hirn, das fast zersprang vom Denken, das seine Fähigkeit verlor, weil Gewalt es bedrängte, gab nichts her. Bis der Krampf, aus Not geboren, nachließ und das Fieber des Herzens sich verflüchtete. Da — als Emma Cotta ruhiger ward — sah sie auch Wege. Und sie sah richtige, wie jeder Mensch es tut, der aus berechtigter Sachlichkeit instinktsicher handelnd den Menschen sucht.

Das alte Ehepaar, welches das Boarding-house versorgte, ward als Zukunftsquell auf einmal lebendig.

Sie vertraute sich ihnen an in der Not und bat um Hilfe. Da sie nichts geben konnte als ihre Arbeitskraft, so bot sie — wie so oft schon — als Ersatz ihre zum Nähen geschickten Finger an, und schnell war man einig.

Als der Tag der Abreise von New York nahte, schien sich die Gesellschafterin der Dienstherrin mit der Abreise abgefunden zu haben. Aber leise in der Nacht wurde der Koffer mit dem geringen Besitz auf den Boden geschafft. Ein verschüchterter aber dennoch nicht entmutigter Mensch huschte

nach und blieb zwei Tage und zwei Nächte da oben, bis alle Gefahr beseitigt war. Dann war sie frei. Sie hatte das erste Ziel ihres Wollens erreicht. — — —

Es gibt Stunden der Einsamkeit, deren Inhalt nie eines Menschen Sprache wiedergeben kann.

Es gibt Stunden der Stille, wo man die Qualen und Nöte des eigenen Ich hinausschreien möchte, daß sie bis ans Ende der Welt hallen müßten.

Es gibt Stunden der Ohnmacht, der tiefen Lebensferne, die dennoch fruchtbaren Willen gebären, wenn sie im lebensbejahenden Sinne gelöst werden, wenn der Mensch die Gesetze des Menschseins anerkennt. Solche Stunden sind der Preis, der gezahlt wird von uns allen, wenn wir wachsen und der Menschheit Wege weiter mitführen wollen als Dienende am Ganzen.

Zwei Tage und zwei Nächte gruben erste Furchen in das Gesicht dieser Jugend und zeichneten scharfe Linien in die weiche Form des Lebensplanes. Und doch war alles erst ein Anfang, dem weitere Schwere folgte. Zunächst ging man auf Nährarbeit in Fabriken — ein dreimaliger Versuch wurde gemacht, in der »Masse« auszuhalten. Vergebens. Diese »Einsamkeitsseele« mußte sich notgedrungen aus ihrem hochgesteckten Persönlichkeitsideal selber die ungeheuerste Spannung schaffen, der ein Leben sich aussetzen kann. Und es beginnen nun die scheinbar unfruchtbaren Jahre eines inneren Abstieges mit der Entfernung und Entfremdung vom immanenten Gesetz des Lebens. Einsamkeitsseelen, welche das Gefühl der Fremdheit, der Verlassenheit in sich tragen, sind selbstproduzierte Gebilde eines Bezugssystems, das lebensfern geworden ist. Es steht im Zerfall mit der Gemeinschaft und muß notwendig zu schweren Depressionen und inneren Niederlagen führen.

Auch bei der Künstlerin fehlen sie nicht.

Und während sie nach den verfehlten Nähversuchen auf die Porzellanmalerei zurückgreift, im Warenhaus Macy arbeitet und in sich traumhaft Illusionen vom Ruhme der Schauspielerin nährt, so die Bewegung von »unten« nach »oben« in der Fiktion herstellend, dadurch Lebensmut, der sie trägt, wiedergewinnend, fühlt sie trotzdem die Hemmungen ihres eigenen Ichs, ohne ihren Sinn irgendwie verstehen zu können.

Wiederum packt eine unerhörte Sehnsucht nach der Heimat sie, die wir wieder deuten als ein Zeichen ihrer tiefen Unsicherheit, ihrer Verzagttheit und überwertigen Zielsetzung,

der Entfernung von der Wirklichkeit. Ein Zustand, welcher sie sogar nach außen hin diesen Dingen Ausdruck verleihen läßt. Depressionsgefühle umkreisen den Lebensplan, sie sind von ihm erzeugt.

Emma Cotta trägt Trauerkleider und fühlt sich dem Tode nahe. Selbstmordgedanken verfolgen sie — was soll sie nur tun? Die Einsamkeit ist erdrückend, ihr Persönlichkeitswille schleudert alle Kräfte der Vernichtung gegen sein eigenes Haus. Und eines Abends steht ein Mensch mit abgetragenen Kleidern, mit zerrissenen Schuhen, in welche das Schneewasser hineindringt, am Hudson, um diesem Elend ein Ende zu machen.

In solchen Augenblicken höchster Ekstase, die wir aus Spannungsverhältnissen erzeugen, welche verbunden sind mit der Tatsache Mensch, die in jeder Einzelercheinung als Aufgabe die Lösung des individuellen Lebens und des soziologischen Fortschrittes in sich tragen, kann einen Menschen nur jenes Maß des Mutes retten, das er als Erbgut einer gemeinschaftsbehahenden Erziehung aus dem Elternhause mitbekommt.

Denn die Visionen und Traumbilder, die uns angesichts solcher Entschlüsse umgaukeln, die da auftauchen als ein Klingen, wie Flöten so süß, die als Loreleybilder uns umschweben, ziehen nur dann in jenes Reich, von dem wir glauben, daß »zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag«, wenn wir, entmutigt aus *l i e b e l e e r e r K i n d h e i t* die Fahrt auf den Ozean des Lebens angetreten haben.

Dann entwerten diejenigen das Leben selber, welche nur Entwertung von ihm erfuhren, deren Mut umgebogen wurde, ehe er sich entfalten konnte.

Die anderen aber — die zwar auch am Boden liegen —, werden dennoch nicht zerbrechen, weil das Urbild liebevoller Kindheit den harmonischen Einklang einer Persönlichkeit unangetastet ließ, eines Urbildes, welches als süße Lockung warmer Lebensfülle sich zwischen alle Entmutigung drängt.

»Und doch — an diesen Klang von Jugend auf gewöhnt, Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.«

Ein Mensch wurde hier gerettet, weil er sich selber retten konnte. Und mit der Rettung ward weitere Klarheit. Nur *e i n* Wollen noch stand von neuem auf: Emma Cotta drängte jetzt mit allen Kräften zur Bühne. Dieses Ziel zu erreichen schwebt ihr jetzt so klar als Aufgabe vor Augen, daß ihr jede Arbeit dazu nur als Mittel erscheinen konnte. Sofort aber erfuhr sie,

daß Ziele verpflichten. Mit den bisherigen Mitteln kam sie nicht rasch genug vorwärts — sie mußte Neues hinzulernen, um durch Mehrleistung mehr verdienen zu können. Und sie beschloß, den Weg über die Ausübung feiner französischer Schneiderei zu nehmen. Wieder ging es tagelang auf den Weg, bis sie das Erwünschte fand.

Dann wohnte und arbeitete sie bei einer Französin und lernte handgenähte Kleider zu fertigen. Morgens um 6 stand sie auf, übte sich allein im Nähen und Probieren bis 8 Uhr, half dann im Haushalte, um frei wohnen zu können und arbeitete dann den ganzen Tag — mühselig — Stich für Stich, immer Rollen dabei ühend und allein weiter denkend. Im übrigen sparte sie alles Geld, um nun endlich den Traum der Schauspielerinnenlaufbahn erreichen zu können.

Abends lernte sie weiter an Rollen und vertiefte sich in das Geistesleben großer und kleiner Dichter. An ihnen und ihren Gedanken entzündete sie auch stets von neuem eigenes Hoffen. An ihnen formte sich stets von neuem ihr Wille — und die Schicksale, die sie in ihnen an sich vorbeiziehen sah, wurden ihr stets von neuem Sinnbild eigenen Lebens und Strebens.

Kaum aber fühlte sie nach acht Monaten Sicherheit in der feinen Schneiderarbeit, so ging sie als Hausschneiderin, weil sie auf diesem Weg schneller zu Ersparnissen zu kommen hoffte. Man bekam bei solcher Arbeit zu essen und zu trinken und hatte dafür kein Geld auszugeben. Als »Mensch« wurde man zwar selten behandelt — denn — nur nähen, nähen, die feinsten Stiche für feinste Damen, denen Maschinenstiche zu hart auf dem Körper waren, dies war Aufgabe und Los. Und während draußen die Sonne lockte, während die Vögel sangen im Grün der Bäume und feingekleidete Menschen lustwandeln, umhergehen konnten, wann immer sie wollten, saß Emma Cotta über den Stichen der Gewänder und spann ihren Lebensfaden. Und im Geiste übte sie immer wieder und lernte und studierte außerdem alles, was ihr an Möglichkeiten in die Hände kam.

Spielen — gestalten. Einmal nur hinausschreien, hinaus-sagen dürfen, was an heißen Kräften in ihr lebte.

Denn was sie gestalten wollte, war: wahres Leben. — Mußte sie das nicht können? Sie wollte doch aus dem Leben heraus der Kunst dienen, sie wollte so heiß, so ehrlich, so innig — es konnte doch nicht fehlgehen. Und unermüdlich übte sie. Tage und Nächte — Nächte und Tage.

Und endlich war sie annähernd so weit — daß sie wagen konnte, auf Tagesarbeit zu verzichten, um nur noch sich auf die Schauspielkunst zu konzentrieren. Allerdings — eine Frage blieb vorab noch zu diesem Zwecke zu lösen.

Wenn sie nur für ein Jahr ohne Bezahlung ein Dach über dem Kopfe mit Sicherheit ihr eigen nennen durfte — dann, so fühlte und glaubte sie, konnte sie den Schritt wagen. Für die tägliche Nahrung langte das Geld. Was aber sollte sie tun, um eine solche Freistatt zu finden?

Der glückliche Einfall einer Anzeige, bei der eine Kunstnovize um freie Wohnung bat, schaffte ihr in der Tat für ein Jahr ein Heim bei einer Deutschamerikanerin. Und mit der ihr selbstverständlichen Bescheidenheit und Rücksichtnahme richtete sich Emma Cotta dort ein. Sie war so gewohnt Zaungast des Lebens zu spielen, daß sie anders als zurückhaltend sich gar nicht hätte benehmen können. Und wenn das »Zaungast« sein ihr auch oftmals bitter war — im Grunde waren die Spielregeln, welche sie dabei entwickelt hatte, der einzige Weg, um ihre Lebenswünsche in die Wirklichkeit zu übertragen.

Unentwegt und mit freudigem Mut ging es nun an die Arbeit.

1904 wagte sie den Wurf und erschien — nur getragen von der durch eigene Übung erworbenen Leistung — vor Heinrich Conried . . . dem Direktor des Irving Place Theaters und spielte ihm vor.

Es war nicht nur Höflichkeit, daß Conried sie einer Zukunft versicherte. Er tat auch etwas und gab ihr eine Empfehlung an die Direktion Heinemann und Welb nach St. Louis, die sie sofort auf ihre Kosten telegraphisch kommen ließ. Das Telegramm lautete auf: »Engagement nach dem ersten Auftreten.« Da am dortigen Theater die »Stützen der Gesellschaft« von Ibsen vorbereitet wurden, gab man ihr als Antrittsrolle den Olaf. Bereits nach dem 2. Akt erschien der Direktor Heinemann auf der Bühne und teilte ihr mit, daß sie sich ihren Kontrakt holen könne. Wie betäubt nahm Emma Cotta die Worte hin.

In jener Nacht tat fernab von deutschem Boden ein deutsches Herz im Weltallgetriebe tiefsten Schlaf und war neuer Hoffnungen voll.

Hart war der Weg gewesen — hart, voller Arbeit und einsam. Nur getragen vom Gefühl eisernen Wollens war eine Frau allein ihren Weg gegangen und ruhte — seit langem

zum ersten Male stilleren Herzens, — im Bewußtsein neuer Sicherheit — auf ihrem einfachen Lager.

Langsam, ganz langsam begann der Aufstieg. Und im Bewußtsein dieser Tatsache hielt die Stärkung vor, selbst da, wo selbstverständlich von neuem Spannung und Ringen begann.

Prädestiniert, so behauptete der Regisseur, sei Emma Cotta zur »munteren Naiven«, prädestiniert, so behauptete Emma Cotta, sei sie zur »jugendlichen Charakterdarstellerin«. Auf den Proben sollte sie in den Rahmen immer wieder gepreßt werden und wollte doch gestalten nach eigenem Wollen, wollte wirken nur für die anderen, und zwar so, daß das eigene Lebenserlebnis als Funken hinüberspränge in den Zuhörer-raum. Doch das Wort des Regisseurs bannte sie: »Cotta — um Gotteswillen — Sie fallen immer aus dem Rahmen« — so tönte es ihr verzweiflungsvoll an die Ohren. Sollte sie wieder nicht tun dürfen, wie sie empfand? Würde es im ganzen Leben so gehen? Und in ihrem Innern begann der Groll.

Immer Vergewaltigung — immer und überall einer, der mehr zu sagen hatte als sie. Nie gestalten zu können, wie man wollte. Würde sie das nie erreichen? Würde immer ein Mensch — ein Mann ob ihrem Haupte sein? Ein Mann, der ihr den Weg versperrte? Wer gab ihr Antwort? Aber keine Stimme klang ihr zurück bei den drängenden Fragen, und der Himmel war ihr voller Fragezeichen.

Die Bühne von St. Louis brachte in der Saison 1904/05 nicht wesentlich große oder besondere Stücke heraus. Im Sommer gab es überhaupt nichts zu tun, und Emma Cotta ging wiederum in neue Arbeit, diesmal als Gesellschafterin zu einer Millionärin. Der Winter 1905/06 brachte dann ein erfolgreiches Engagement nach St. Paul, und das junge Mädchen erfreute sich dort allgemeiner Beliebtheit. Man hatte in St. Paul zum ersten Male den Versuch eines deutschen Theaters unternommen. Leider ging es nach vier Monaten ein. Wieder stand Emma Cotta vor dem Nichts und ging diesmal zurück nach New York, um weiter für sich arbeiten zu können. Sie wollte noch ein Jahr Rollen studieren, daneben noch einmal als Hausschneiderin ihr Brot verdienen und noch einmal in das Leben der Großstadt eintauchen.

Bei der unentwegten Arbeit fühlte sie allmählich solch große Sicherheit, fühlte sie die Lebensfülle so in sich wachsen, daß es nur natürlich war, daß in diesem Jahre der Wunsch

in ihr reifte, die Sturm- und Drangjahre und damit Amerika hinter sich zu lassen. Diese Gedanken, die auftauchten, als die Sicherheit des Könnens so groß geworden war, daß sie glaubte, auch in der Heimat den einmal angefangenen Weg weiter zu finden, zeigen uns besonders deutlich, warum sie so weit von der Heimat geflohen war: nicht nur um sicher zu sein vor dem Verbot, Schauspielerin zu werden, sondern auch, um alle Kräfte entfalten und vor Unterdrückung sichern zu können, bis sie die Spielregeln für den Lebenskampf einigermaßen in Händen hielt, so daß niemand sie ihr wieder entreißen konnte. Und mit dem Gefühl, daß zwar durch schwere, aber dennoch segensreiche, weil fördernde Not, ihr Lebensschifflein gesteuert sei, verließ Emma Cotta 1907 den Boden der neuen Welt, der auch ihr zur Neugeburt und Gestaltung den Weg hatte bahnen helfen. Von einem Ehepaare, dem sie als Begleiterin verpflichtet wurde, mitgenommen, trat sie den Weg übers Wasser an, fuhr mit nach Rotterdam, besuchte Amsterdam und den Haag, vertiefte sich vor allem in die Gemälde der dortigen Galerien, fuhr noch acht Tage mit den Leuten, die ihrer Hilfe bedurften nach Kissingen, um von da den Weg nach Berlin zu finden.

Gestaltung

Zum ersten Male wurde dieser Frau nun völlig klar, daß sie bewußter und planmäßiger die Förderung ihres Lebensweges anlegen müsse, der sie auf die Schauspielerei immer eindeutiger wies.

Während sie, um leben zu können, als Hausschneiderin weiter arbeitete, nahm sie daneben zum ersten Male geregelten Unterricht in Sprechtechnik und wurde bald auch Freischülerin. Schwere Zeiten waren zwar auch hier ihr Los. Aber ihre Zähigkeit überwand alles. Immer nähend, immer zweitklassig behandelt, Tag für Tag, Stich für Stich aneinander reihend, lernte sie die Unerbittlichkeit des Daseins in jeder Beziehung bis zum Letzten erkennen. Nichts blieb ihr erspart — und sie trank gierig an den Quellen der Not, damit sie ihr zu Bächen des Lebensreichtums wurden.

Als die Sprechkurse hinter ihr lagen suchte sie Engagement, um vor allem in Berlin bleiben zu können. Aber ohne Geld und Fürsprache gelang ihr das nicht.

Zum ersten Male trat ihr auch das Problem, das in der Auseinandersetzung mit dem anderen Geschlecht als Aufgabe liegt, greifbar nahe. Sie sah, wie die Not des Lebens und die schlechte Bezahlung viele Mädchen in vielerlei Beziehungen trieb und schauderte innerlich zurück vor der Entwürdigung, welche dieses zum »Objekt« gemacht werden in ihr erweckte. Das verletzte Persönlichkeitsgefühl bäumte sich hoch in ihr auf, und die nunmehr noch stärker von ihr betonte Menschenwürde trieb sie zu noch intensiverer Arbeit. Sie fing an, aufmerksamer als bisher auch die Ehen ihrer Umgebung zu beobachten und kam wie selbstverständlich zu dem Schluß, daß beide Möglichkeiten: 1. die heutige Art der Ehe, welche die Entfaltungsmöglichkeit des weiblichen Ichs teilweise zu brechen versucht und die ihr außerdem häufig genug als sanktionierte Form der Geschlechtsausnutzung erschien, und 2. die freiere Liebesbeziehung, die doch irgendwie als Ausbeutungsobjekt auftrat — für sie nicht annehmbar waren.

Sie wollte aber dennoch die Liebesfrage auch für sich lösen und ging auf die Suche nach dem Menschen, der die volle Gleichberechtigung in der Arbeit ihr gewähren und der jede Unterdrückung als beider empfinden müsse.

Es gehört innerhalb der Männerkultur fast zu den Selbstverständlichkeiten zu glauben, daß Männer polygam sind und daß Frauen, die selbständig und früh ins Leben treten, ihre erotischen Erfahrungen ebenfalls im Sinne polygamer Entwicklung machen. Auch in dieser Beziehung hat sich diese dogmatische Einstellung im Laufe der Zeit als irrig erwiesen. Daß Polygamie und Monogamie nicht artgebunden sind, glauben wir längst bewiesen zu haben. Auch die Erotik reiht sich in ihrer Form voll in das Melodienspiel eines Lebens ein. Sie folgt dem gleichen Takt und dem gleichen Rhythmus, das jedes individuelle Sein in seiner Ganzheit durchzieht. Und eine Frau wie Emma Cotta hatte zu viel der Belehrungen durch das Leben schon empfangen, um den Wunsch nach dem Experiment — dem wiederholten — aufkeimen lassen zu können.

Denn es hängt von den Lebenserfahrungen, dem Reichtum eines Seins und der Verfügbarkeit der Spielregeln gegenüber dem Leben — also der Sicherheit ab, in welchen Formen ein Mensch die Aufgabe gegenüber dem anderen Geschlechte löst oder gestaltet.

Hier sind wieder die Geschlechtsunterschiede nicht bestimmend, sondern die Leitlinie des Individuums. Emma Cotta also suchte und fand.

Es geziemt sich nicht, den Schleier nehmen zu wollen vom Lieben zweier Menschen, die aus gleichem Drange gestaltende Kraft und reicheres Dasein miteinander erhofften.

Das Leben weitete sich, wo immer Mann und Frau in ernster Verantwortung eine Gemeinschaft aufbauen und erleben, Gemeinschaft, die auf reichere Früchte weist als da, wo in Einsamkeit sich verzehrend der Mensch nur geltende Gestaltung seines eigenen Ichs vollzieht.

Und doch birgt auch dieses Höchste an menschlichem Beieinander die größten Gefahren und die schwersten Stunden in sich. Wie schwer ist das Wissen um menschliche Art! Wie rächt sich bei uns allen noch irgendwie und irgendwann, daß wir keine Erziehung zur Liebe bekamen, daß wir nichts wußten von all den Unsicherheits-, Angst- und Minderwertigkeitsgefühlen beider Geschlechter, daß wir nichts ahnten von den Spielregeln, welche den gleichen Bau der Persönlichkeit

bei Mann und Frau vollziehen, und daß wir darum stärker noch sündigen mußten als heute bereits nötig ist gegen das immanente Gesetz der Gemeinschaft, das uns alle bindet.

Ein Mann war hier bei aller Größe der Anschauung doch nicht frei von den heimlichen Sünden des Mannestums; das nur schwer erträgt, wenn die Frau allzu gleichwertiger Partner ist — ein Mann vollzog auch hier — wie in unzählbaren Malen die Abwehr. Den versuchten Einbruch der Frau in das Reich des Geistes — sein eigenes, ihm kraft seines Mannseins zustehendes Gebiet — verzieh er nicht, und er suchte nun nach dem Mittel der Entwertung. Nur zu schnell war es gefunden. Er brach die Treue und zerschlug eines anderen Menschen Wertgefühl. Er hatte erreicht, was er wollte, und erst als es zuspät war, merkte er den hohen, allzu hohen Preis, den er selber dabei gezahlt hatte.

Zu jung immerhin war Emma Cotta ihrerseits — zu erstmalig und neu diese schwere Erfahrung — als daß sie anders als mit Abbruch der Beziehungen hätte antworten können. Sie glaubte am Manne zu zerbrechen und zerbrach doch im tiefsten nur, weil das immanente Gesetz alles Zusammenlebens, das sie für ein unveränderliches seinem Inhalt nach gehalten hatte, sich als wandelbar erwies. Sie verwechselte Ursache und Wirkung.

Aber da sie nichts wußte von diesen Zusammenhängen, da sie Fiktionen als Realitäten empfand, lastete das Leben schwer und dunkel auf ihr. Und die Flucht schien ihr einziger Ausweg.

Nur fort — weit, weit fort — von diesem grauenhaften Dasein. Gebrochen, entmutigt, zerschlagen wie nie zuvor, einsam und wehester Not voll, unfähig dieser Dinge Herr zu werden, eilte sie nach Paris, um Vergessen zu suchen. Man schrieb das Jahr 1908.

Vierter Klasse hinfahrend, 7 Franken noch in der Tasche, halb verhungert und elend kam sie in der totesten Zeit des Jahres an.

Zum zweiten Male grüßte Emma Cotta die Stadt, das Herz Frankreichs, und wußte doch nur von Todessehnsucht und Ruhen wollen. Hatte sie noch Wünsche? Ja, einmal nur noch essen, wirklich essen — einmal nur noch schlafen, tief und traumlos schlafen, um dann nicht mehr aufzuwachen. Das war ihrer Gedanken, ihrer Sehnsucht Inhalt. Und sie aß und schlief. Schief unbewußt mit dem Willen zum Leben auch den Schlaf der Gesundheit, die sie immer wieder aus dem uner-

schöpflichen Born ihrer Jugend neu auffüllen konnte und ging nach schweren und schwersten Stunden wieder hinein in das volle, das ganze, das grauenhafte, das schwere Leben. Am zweiten Tage ihrer Ankunft mittags um zwei Uhr hatte sie Arbeit und wurde »premier main aux corsages« in einem der ersten Häuser von Paris.

Hatte sie in der verhältnismäßig kurzen Zeit ihrer Liebe die Arbeit etwas lässiger getrieben, weniger angespannt, so brach die alte Schaffenskraft nun ungebändigt von neuem hervor. Tiefer und weiter noch als bisher galt es, das Leben in seinem buntschillernden und doch so eisernen Gewande zu erkennen und . . . es trotzdem zu lieben. Die innere Ruhe, die sie bisher aufgebracht hatte, indem sie zu Hause saß, Rollen studierte oder für andere Stich um Stich nähte, war dahin. Unwiederbringlich, wie es schien.

Sie tauchte mitten hinein in das volle Dasein. Sie lechzte und dürstete nach dem Leben und nach Menschen. Nur nicht denken müssen.

Es gab kein Rennen, das diese Frau nicht aufgesucht, keine Modeveranstaltung, keinen Modesalon, den sie nicht inspiziert hätte.

Fieberhaft arbeitete ihr Hirn, und es war fast, als ob ihre Augen sich hätten zu dem Herzen eines jeden Menschen durchbohren wollen, um ihn zu prüfen auf sein Denken und Wollen.

Und während sie ihren Schmerz betrauerte, entstand, ohne daß sie es selber ahnte, eine neue Beziehung zwischen ihr und den Formengestalten des Menschseins.

So hellsehend war sie geworden, daß es sie drängte, die Harmonie, die das Dasein ihr scheinbar versagte, irgendwie doch hervorzuzaubern aus dem Traumlande der Idee in die Wirklichkeit.

Ihre Modeerkenntnisse wollte sie auch im Worte zur Gestaltung bringen und zeigen, daß ihr die Schöpfungen ihres Fühlens auch in der Sprache darstellbar waren. Sie streckte, tief befangen noch im »männlichen Protest«, zum ersten Male bewußt die Hand nach einem Gebiete aus, das im allgemeinen noch Vorrecht des Mannes war. Nicht fruchtlosen Klagen, daß der Mann ihrer Liebe ihr den Eintritt in die Welt des Geistigen verwehrt hatte, galt ihr Dasein, sondern der Arbeit als Beweis, als Gegenbeweis für die unverrückbare Berechtigung allen Menschseins.

An ihrer Arbeit fing sie wieder an zu gesunden, als sie für

Berliner und Amerika-Zeitungen ihre Modeberichte schrieb und dadurch zu konzentrierter Form der Schau und der Darstellung gezwungen wurde.

Und bald war sie durch unermüdliche Arbeit so weit, daß ihre Modelle sich vor anderen besonders auszeichneten, so daß sie daraufhin als einzige Deutsche zum Herstellen der Modelle durch Madame de Wagner bei Drécole am Place de l'Opéra angenommen wurde. Nach Entwürfen anderer und nach eigenen durfte sie schaffen. Nur vertraute und langjährige Arbeiterinnen wurden in diesen Kreis gezogen, der eine Hilfe für die Direktrice darstellte.

Gar bald war Emma Cotta fast nur im selbständigen Arbeiten. Und schneller als früher formte sich in ihrem Innern eine solche Fülle von Darstellungsreichtum, den sie noch durch möglichst viel Erfahrung zu erweitern trachtete, daß sie in der Arbeit glücklich wurde. Nach drei Monaten ging sie zu Paquin, von da nach einiger Zeit zu Worth rue de l'Opéra und Doucé, rue de la Paix. Drei Monate lief sie herum, um in die »cours gratuites« zu kommen, die eigentlich nur für Pariserinnen vorgesehen waren. Rasch lernte sie hier Modezeichnen sowie Modephantasien schnell aufs Papier bringen. Sie fühlte solch inneres Wachsen, solch innere Sicherheit, wie sie sie bisher kaum gekannt hatte. Frohheit, Gesundheit und elastischer Schritt kehrten langsam wieder, und ihre Arbeitskraft wurde immer tragbarer.

Während sie in den ersten Häusern als premier main arbeitete, machte sie noch für mittlere Häuser eine Fülle von Modellentwürfen, um mehr verdienen zu können.

Und als ihre Zeit auch hier kam — als Quantität umschlug in Qualität —, das heißt, als sie mit ihren Kräften das jeweilige Arbeitsgebiet umsteckt und erschöpft hatte, als es ihrem Betätigungsdrang nicht mehr genug Spielraum bot, weil ihre Kompensation des Liebesschmerzes ganz andere Ziele inhaltlich sich stecken mußte, weil sie l e t z t e Fruchtbarkeit, nicht nur individuelle, sondern auch soziologische wollte, da mußte der Neuweg abtastend wiederum gesucht und gefunden werden. Wo aber — wo war das Mögliche, wo war der Weg zum Ziel?

Ihre Wohnung am Montmartre war ziemlich entfernt von ihrer Arbeitsstätte, und täglich lief sie den Weg zu Fuß. Ohne bewußte Schau nahm sie dabei den Anblick vieler Skulpturen, an denen sie vorbei mußte, auf. Sie ertappte sich hier und da, daß sie einer Figur nachsann, daß sie im Geiste

auch eine solche in ihren Formen umriß. Ein innerer Zwang trieb sie, das immer wieder zu tun. Er erstreckte sich bald bis hinein in ihre Tätigkeit. Sie verspätete sich bei der Arbeit, um die Skulpturen betrachten zu können, sie ging in der Mittagsstunde zu ihnen anstatt zu essen — aber es erwachte in ihr kein Wunsch, auch Kunstwerke dieser Art herzustellen.

Zwei Jahre hatte sie für Paris angesetzt, ohne sich ein bestimmtes Ziel zu stecken. Nur das eine wußte sie, daß sie nichts Deutsches mehr hören und sehen, daß sie sich betäuben wollte. Immer von neuem brachen trotz allen Erfolges die Bronnen des Schmerzes auf. Diese Frau hatte das Vertrauen verloren und schritt unsicher aber auch ungebündigt in diesem Dasein des harten Kampfes dahin.

Und eines Tages stand sie, ohne zu wissen, was sie trieb, ohne Essen und Nahrung zu sich zu nehmen, im Louvre. Sah all die Schönheit — all die Leistungen des »Mannes«, ging immer wieder zu den Plastiken, vor allem zu den ägyptischen und sog ihre Seele voll von dem, was sie an ihnen ersah.

Menschenfühlen — Menschenerleben trat ihr da vor allem unverhüllt entgegen. Mann und Weib sah sie bei der ägyptischen Kunst in Eintracht — sie erlebte an ihr Not und Leben in Gemeinschaft erfaßt. Aber dennoch: »alles von Manneshand geschaffen«. Die Frau zurückgestoßen aus der Welt des Geistes.

Ihr eigenes Schicksal tausendfältig erlebt und erlitten vor ihr in der Geschichte Fülle.

Und noch einmal brach Emma Cotta zusammen. Drei Tage und drei Nächte waren so seelischer Erschütterung voll, daß das Ausmaß der Qual nicht in Worten zu ersagen ist.

Mußte Weibtum solche Not sein — mußte Weibtum sich dem fügen, was unveränderlich zu sein schien?

Aber sie selbst, sie hatte doch Kräfte, hatte doch Gedanken, war erfüllt von dem flutenden Leben — konnte wollen und formen wie die — welche jenseits des Geschlechtes standen — welche bauen durften, ohne daß man sie anklagte.

Dunkler denn je lag wiederum das Leben mit allen Fragen vor ihr.

Als Entrepreneuse trat sie unter dem Druck dieser Gedanken in eine lingerie ein und arbeitete hier fast stumpf bis zum Herbst 1910. An die Skulpturen dachte sie nicht mehr

allzuviel. Nur die Venus von Milo zog sie immer wieder von neuem, und stundenlang konnte sie sich in die Betrachtung ihres Körpers vertiefen.

Sei es nun, daß ihre Vorbereitung auf Künftiges in Paris erfüllt war, sei es nun, daß sie wirklich der Meinung war, auf deutschem Boden schneller vorwärts zu kommen — jedenfalls glaubte Emma Cotta, daß Sehnsucht sie nach Deutschland zurücktrieb. Auch hier stehen Gefühle, an jener Stelle, wo klare Erkenntnisse fehlen oder noch nicht möglich sind. Mit »Gefühlen« allgemeiner Art läßt sich alles beweisen und nichts.

Aber daß die Gedanken an Kunstschaffen irgendwie in diesem Menschen lebendig geworden sein mußten, zeigt die Wahl des Ortes. Nicht Berlin, sondern Dresden war das Ziel.

Und eines Tages betrat Emma Cotta wirklich wiederum deutschen Boden — jetzt mit einer Sicherheit im Herzen, die so leicht nicht mehr zu erschüttern war.

Sie suchte und fand eine Stellung als Direktrice eines Modeateliers. Aber die Schablone des Betriebes ließ sie die Stelle bald wieder aufgeben. Zu eigener Gedanken und Gestaltung voll war sie, um in der Enge noch leben zu können.

Ein Seufzer: ich kann wohl in Deutschland doch nicht arbeiten — entrang sich ihrer Brust. Aber er war nicht von Trauer begleitet, sondern sachlich und kühl gehalten. Daran erkennen wir die Gesundheit.

Eine Spitzenhändlerin, die ihre Arbeit sah, schlug sie als Modezeichnerin in einem Dresdener Modenverlag vor. Als Emma Cotta dorthin kam, merkte sie sofort, daß sie mit den Männern daselbst nicht Schritt halten könnte, da sie noch nicht wie sie die Routine in der Tuschtechnik hatte. Auf Pappe schrieb sie damals: »Der Mensch soll können und wollen, was er muß.« Und trotzdem sie den Geist dort konservativ fand, wollte sie arbeiten und aushalten.

Als sie dann nach einiger Zeit dennoch fort wollte, war man bereits auf sie aufmerksam geworden, und sie erhielt ein Gebot, zur Redaktion zu gehen. Sie nahm an. Ihre Tätigkeit dehnte sich immer mehr aus, und sie selber wuchs und formte ihre Sicherheit immer mehr. Modezeitungen wurden redigiert, Modelle entworfen. Eine Reklameabteilung wurde eingerichtet und geleitet. Fachtechnische praktische Artikel und Lichtbildervorträge über Mode wurden ausgearbeitet und gehalten, und nebenher arbeitete Emma Cotta noch für Scherl und die Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart.

Sie kam sogar dazu, sich eine eigene kleine Wohnung einzurichten, und zum ersten Male zog so etwas wie ein friedvolles Gefühl der Dankbarkeit in das Herz einer Frau, in der Gewißheit, daß ihr das Leben die Antwort auf unermüdliche Arbeit und mutvolles Bekennen zum Dasein doch nicht ganz versagt hatte.

Hier in Dresden und an dieser Arbeitsstätte hat nun Emma Cotta am längsten ausgehalten. Von 1910 bis 1918 ist sie unermüdlich tätig gewesen und hat neben der Arbeit, die sie vielfältig in allem schulte und ihre Kraft entwickelte, ihre geistigen Lücken in jeder Beziehung auszufüllen gesucht. Die alte Arbeitskraft und die alte Arbeitsfreude waren wieder neu lebendig in ihr geworden.

Wohl ging es auch hier nicht ohne Stunden tiefer Not. Aber es war in ihnen die verzweiflungsvolle Bitterkeit überwunden, die vorher sie fast zerbrochen hatte.

Und jetzt wurde ihr in der Arbeit auch jene Freiheit gelassen, deren ihr schöpferischer Persönlichkeitswille bedurfte. »Sie stellen alle meine Prinzipien auf den Kopf« pflegte ihr Chef zu sagen. Aber er wußte auch, daß es nicht anders ging, daß ihm diese wertvolle Kraft nicht geblieben wäre, und er war überdies mit den Ergebnissen zufrieden. Aufgaben wurden ihr nur wenige gestellt — Emma Cotta hatte das Bedürfnis, sich diese selber zu gestalten. Und so schien endlich der Kreis ihres Lebens geschlossen — schien der Weg endgültig bestimmt zu sein, auf dem sie im Leben zu wirken bestimmt war.

Aber wie ein Vulkan unberechenbar ist, wie er immer wieder von neuem lebendes Feuer aus sich erzeugt, so geht es auch im seelischen Netzwerk des Menschen.

War es nun, daß die Aufgaben bereits zu glatt eingefahren waren oder daß sie — von Emma Cotta in ihren Quantitäten erschöpft — zu neuen Formen drängten, — jedenfalls erwachte eines Tages ungebändigter denn je wieder die Lust zur Schauspielerei.

Und die alte Unruhe des Herzens meldete sich ebenfalls heftiger von neuem. Unzufriedenheit und Schlaflosigkeit stellten sich ein, und ein neuer Prozeß der Entwicklung drängte irgendwie zum Durchbruch.

1917 kam es dann so weit, daß Emma Cotta, die in all den Jahren, da Arbeit und Neugestaltung ihre Kräfte vollauf beschäftigten, nicht mehr an Rollenstudium gedacht hatte, wieder zur altvertrauten Arbeit an der Rolle griff und von

neuem zu lernen begann. Diesmal aber wählte sie sich Charakterrollen, die sie nie vorher gesehen hatte, um sie unbeeinträchtigt herausbringen zu können. Fast ein Jahr ging diese Arbeit neben ihrem täglichen Berufe dahin, bis November 1917 sie dem Geheimrat Zeiß vom Schauspielhaus eine Charakterrolle vortrug.

Der Erfolg war, daß Zeiß sie an Alberti, den Direktor des Alberttheaters wies, dem sie die Wezckalnene im Johannisfeuer von Sudermann vorspielte. Am anderen Tage mußte sie die Probe vor dem Regisseur wiederholen und war engagiert. »Ich mache aus Ihnen eine bedeutende Charakterschauspielerin«, waren seine Worte beim Abschied, — »denn Sie können etwas leisten, ich merke es.« Emma Cotta war entlassen und stand eine Zeitlang etwas betäubt vor der Tatsache, daß sie neuen Aufgaben und Ungewißheiten entgegenging. Mit dem Engagement in der Tasche trat sie vor ihren Chef und eröffnete ihm ihre Wünsche.

Sie beabsichtigte — da er nicht nachgeben und sie frei lassen wollte — ihre Hauptpflichten voll zu erfüllen, wenn er ihr nur Zeit für die Proben lassen würde. Die Vereinbarung kam zustande und wurde auch für einige Zeit innegehalten. Morgens um 8 Uhr war Emma Cotta in der Redaktion — um 10 Uhr stand sie auf der Bühnenprobe, dann ging es in die Redaktion zurück — dann, wenn Vorstellung war — abends ohne allzuviel Essen zum Spielen. Betrat sie spät nach der Aufführung von des Tages Aufgabe erschöpft ihr Heim, so galt es noch den Haushalt zu besorgen, zu kochen und Rollen auszuarbeiten. Nebenher stellte sie ihre Bühnenkleider her und schrieb für Berliner Zeitungen. Bis tief in die Nacht hinein leuchtete täglich von jener kleinen Wohnung auf dem Weißen Hirsch bei Dresden ein einsames Licht hinaus in die Stille der Natur und legte Zeugnis ab von unermüdlicher Arbeit und eisernem Wollen. Doch auf die Dauer erwies es sich als unmöglich, zwei Herren zu dienen.

Wie es immer im Leben zu gehen pflegt; nach dem ersten Schreck hatte man sich in dem Betriebe allmählich innerlich mit der Sache des Wegganges abgefunden, und so war es nicht schwierig und auch nicht erstaunlich, daß es im Laufe der Zeit zur Auflösung des ganzen Arbeitsverhältnisses kam. Für Emma Cotta aber war ein bedeutsamer Lebensabschnitt vollendet. Eine letzte Endzielentwicklung begann.

1918 im Mai ging es zu einem Gastspiel in die Etappe. Die alte Doorn im Strom war Gegenstand der Darstellung.

Durch ihre Art zu spielen fiel Emma Cotta anwesenden Reinhardt-Schauspielern auf und die ihr gezollte Anerkennung in ihr den Wunsch hochkommen, an das Reinhardt-Theater ließ zu gelangen. 1918 — im August — ging sie aufs Ungewisse nach Berlin und schloß ihre Wohnung in Dresden zu. Deutlich und klar lebte in ihr das Wort: »Mein Gefühl — es sagt mir, daß ich gestalten kann, daß es für mich nur ein Ausleben gibt, das Ausleben in der Form.«

Zunächst galt es für den Lebensunterhalt zu sorgen. Wie immer wurde die Näherei wieder Mittel zum Zweck. Daneben wurden fleißig Artikel geschrieben.

Trepp auf — Trepp ab, um Arbeit zu finden, eilten von neuem die Schritte einer Lebenstapferen. Hausnäherei in französischem Stil. Und abermals reihten sich Stich an Stich und Stunde an Stunde in schier unendlicher Zahl. Die Ungeduld des Herzens wuchs. Man machte Besuche bei Agenten, vor allem bei Mertens, dessen erste Hilfskraft Rosen war, der nachmalige Direktor der Reinhardt Bühnen. Man bedeutete bei diesen Versuchen Emma Cotta, daß ihr Name noch einmal guten Klang haben werde. »Aber Sie müssen arbeiten, viel arbeiten.« Emma Cotta lächelte. War ihr die Arbeit nicht von jeher Lebenselement gewesen? War ihr das Leben anders vorstellbar? Man hielt sie zur Strindberg-Schauspielerin prädestiniert. Wieder lächelte Emma Cotta. Sie wußte, daß nicht nur dieses Mögliche, sondern auch andere Gestaltungskräfte in ihr lagen. Ein Jahr noch aber blieb sie ohne Engagement — Rollen lernend, Stiche nähend und niemand verratend, was in ihr lebte. Da sie nach dieser Zeit noch immer keine Aussicht hatte, an Berliner Bühnen anzukommen, nahm sie ein ihr günstig erscheinendes Engagement nach Halberstadt an. Wie immer, so hatte auch diesmal dieser Mensch sich das Ziel hoch gesteckt. Emma Cotta wollte nur erste Besetzung sein. Der dortige Intendant, der sich für sie lebhaft interessierte, kam diesen Wünschen auch weitgehend entgegen. Aber da er nach kurzer Zeit fortging, so brach das Kartengebäude der Hoffnung abermals schneller zusammen als angenommen werden konnte. Doch trieben diese Tatsachen, da der Mut lebendig und die innere Ausgeglichenheit groß genug war — man überschätzte allmählich nicht mehr das eigene Ich — nicht in Depressionen, sondern stachelten die Arbeitskraft ganz besonders an. Und all der gesunde Zorn, daß sie nun doch wieder gehemmt war in ihrem Wollen, machte sich eines Tages in schöpferischem Grolle Platz. Sollte immer ver-

sprochen werden, was nicht gehalten wurde, so wollte sie sich endlich frei machen von der Tatsache, daß ihrem Darstellungsdrange ein anderer das Wort zu reden habe. Frei wollte sie sein und unabhängig von der Menschen Gunst bei der Gestaltung eigenen Wollens. Und aus diesem Kampfe der Empfindung heraus drängte Entschluß und Wille, in anderer Form die Rollen darzustellen, welche zu spielen ihr versagt blieben. Emma Cotta ging und kaufte Plastelina, modellierte vermittlems einer Haarnadel Miniaturköpfchen und Hände, gab ihnen dabei den gedachten Typ der nicht gespielten Rollen, malte das Köpfchen an, wie sie Porzellan gemalt hatte, montierte alles auf Draht, gab durch Seidenpapier die Körperform, kleidete die Puppen im Charakter der Type und hatte bald eine kleine Sammlung zusammen.

Man riet zur Ausstellung. Doch Emma Cotta wich noch aus. Sie trug bereits jene große Gelassenheit in sich, die nicht mehr in Eitelkeit vorwärts drängt, sondern welche die Hingabe ans Werk vollzogen hat. Schauspieler wurden weiterhin in ihren Rollen von ihr als Puppen modelliert, und eines Tages entstand ein Miniaturporträt der Schauspielerin Else Heims in Ton.

Oktober 1920 stellte sie dann die Sachen bei Friedmann und Weber in der Budapesterstraße, Berlin, aus und damit war auch die Übersiedlung nach der Großstadt vollzogen. Die Kritik ihrer Sachen in der Öffentlichkeit aber war folgende:

»Puppenplastiken. Die Puppen, die Emma Cotta bei Friedmann u. Weber ausstellt, könnten einen anspruchsvolleren Namen vertragen, aber gerade die Anspruchslosigkeit, mit der sie sich als Puppen vorstellen, erhöht ihren Wert als kleine Kunstwerke, die sie in Wirklichkeit sind. Bemalte und kostümierte kleine Tonplastiken, realistisch und voll Ausdruck des Lebens wie der Form, in der Hauptsache Darstellungen von Schauspielern in charakteristischen Rollen: Wegner als Danton, die Höflich als Rose Bernd, Ernst Deutsch Tilla Durieux, Helene Thimig. Daneben auch eine alte Zigeunerin, bunt in Lumpen und ein Holzweib. Alle diese Puppen sind mit künstlerischem Ernst gemacht, nicht grotesk und nicht als raffinierter bloßer Einfall. Die plastische Form ist genügend künstlerisch, um durch die Spielerei der Kostümierung nicht zu bloßer Puppenhaftigkeit vernichtet zu werden, und zugleich doch puppenhaft genug, um mit dem Ausputz nicht in Diskrepanz zu geraten. Gerade bei den Schau-

spielern in ihren Rollen gehen diese Gegensätze zu einer charakteristischen, geradezu symbolischen Einheit zusammen. Wie gesagt hübsche, eigenartige, spielerisch ernste kleine Kunstwerke« (Berliner Tageblatt vom 19. Oktober 1920).

Zehn Jahre lagen nun hinter Emma Cotta, nachdem sie der Millionenstadt entflohen. Zehn Jahre war sie gewandert und hatte alle Härte und Grausamkeit dieses Erdenlebens zu bewältigen versucht. Zehn Jahre hatte sie gearbeitet in Entsagung und eisernem Fleiß, um die Niederlage ihres Weibeslebens umzuwandeln in den Sieg der Leistung am Werk.

Aber noch wußte sie nicht, was der Weg sei. Noch war sie der festen Meinung, daß die Bühne und nur die Bühne ihr volle Wirkungsmöglichkeit gewähren könne. Ihr ganzes Drängen stand, nach den Reinhardt Bühnen zu gelangen. Ihre Freunde bemühten sich unterdessen, sie davon zu überzeugen, daß sie »bildhauerisch« begabt sei. Doch sie selber wollte nichts davon hören. Sie glaubte nicht, daß hier ein Feld der Betätigung liegen könne

Zuletzt aber gelang die Überredung doch so weit, daß Emma Cotta sich entschloß, ihre Sachen entweder von Professor Klimsch oder Professor Lederer prüfen zu lassen. Professor Klimsch war verreist und antwortete nicht. Professor Lederer ließ sie kommen. Mit dem Else Heims-Porträt und der kleinen Rattenmamsell als Puppe erschien sie März 1921 vor ihm. Als sie die Sachen vor Professor Lederer ausbreitete, entfuhr ihm die Worte: »Das ist ja die Heims, ich habe sie gerade beim letzten Presseball gesprochen.« Und weiter war dann seine Frage: »Was wollen Sie wissen?«

»Herr Professor, ich wollte nur fragen, ob es der Mühe wert ist, etwas Derartiges zu machen in meiner Mußzeit.«

Lederers Auffassung war, daß Emma Cotta eine starke »Begabung« habe, und er fügte hinzu: »Werden Sie Bildhauerin. Ich kann Ihnen allerdings nicht sagen, ob Sie ein Goethegenie sind. Das muß die Entwicklung bringen.«

So neuartig waren diese Gedanken, so überraschend stellte sich das Bild dieser Dinge dar, daß Emma Cotta den Mut noch nicht aufbrachte: ja zu sagen, und so formten ihre Lippen Worte, die zunächst ihre Unsicherheit und Überraschung verdecken sollten: »Aber Herr Professor, ich will beim Theater bleiben.«

Doch Lederer beharrte: »Nein, Sie werden Bildhauerin.« Der Bann war gebrochen. Und Emma Cotta, durch ihr ganzes Leben hindurch gewohnt, sich ohne Zier einzustellen auf die



Erste Charakterpuppe

Forderungen des Tages — außerdem kühner und sicherer gemacht durch das Bewußtsein ihres Fleißes und nimmer ruhender Arbeit sprach den kühnen Satz: »Ja, Herr Professor, dann aber gleich groß.«

Und dann folgte eine Unterhaltung, die Emma Cotta noch heute und wohl für ihr ganzes Leben mit zu den unvergeßlichsten Momenten ihres Daseins rechnet, um so mehr, da seit Frühjahr 1924 die persönliche Fühlungnahme mit Professor Lederer aufgehört hat. Sie blickte durch sie in die Seele eines Künstlers, der nicht nur Künstler, sondern auch großer Mensch war, der da wußte um das tiefste Geheimnis des Lebens: Achtung zu haben vor den Eigengesetzlichkeiten eines schöpferischen Menschentums, das irgendwie aus sich heraus etwas auszusprechen hat von dem, was Lebensarbeit, Not und Kampf ihm vom Geheimnis des lebendigen Seins offenbarten.

Als Emma Cotta die Frage aufwarf, daß sie dann auf eine Schule gehen müsse, da wurde sie in schlichten Worten bedeutet: »Nein, das brauchen sie nicht, sie brauchen keine Schule. Sie sind stark genug, um allein gehen zu können. Wenn sie etwas wissen wollen, so kommen Sie zu mir mit kleinen Arbeiten, große sehe ich mir bei Ihnen an.« Und weiter fuhr Lederer fort, als wenn er zu sich selber spräche: »Hören Sie auf niemanden, wenn Ihr Gefühl nein sagt. Und ohne Taster müssen Sie arbeiten, das muß im Auge liegen.«

Damit schloß mit einigen allgemeineren Worten und Verabredungen eine denkwürdige Aussprache.

Sie läßt uns tiefen Einblick in das Wesen aller wahrhaftigen Kunst tun, die schlicht und ohne Krampf schafft und sich gibt, weil sie im Tiefsten dem Werk, der Hingabe an die Sache gilt. Sie ist mit die Bestätigung für das immanente Gesetz des Lebens: daß wir nur da schöpferisch sein können im reichsten Sinne des Wortes, wo wir aus Gemeinschafts-empfinden für die Gemeinschaft durch die Tat zu wirken versuchen.

Das geistige und menschliche Ehrenmal, das Emma Cotta dem Künstler und Menschen Heinrich Lederer durch die Wiedergabe dieser Unterhaltung setzte, ist lebendiges Zeugnis von der Unwandelbarkeit alles wahrhaft Großen, das ebenso bereitwillig ist zu dienen wie zu herrschen.

Fast betäubt aber fand sie nach dieser Unterhaltung den Weg nach ihrer Wohnung zurück.

Der Wechsel war zu jäh und unvermutet. An alles andere

hatte sie eher gedacht als an die Tatsache, in ihrem Alter noch eine neue Entwicklung, die Bildhauerei als Beruf anzugreifen.

Sinnend saß sie stundenlang allein, in Einsamkeit beim Schatten der Dämmerung und ließ die Gedanken strömen. Unzählige Bilder ihres Daseins, harter Arbeit, unermüdlichen Wollens und schwerer Not zogen an ihr vorüber.

Was war es eigentlich, das sie immer von neuem vorwärts gebracht hatte? Mut, Fleiß und eisernes Wollen. Wollen nicht nur für sich, sondern auch, um anderen etwas zu sein. Aber Wollen für andere nur da, wo man sie nicht knechten und knebeln, sie nicht der Freiheit berauben wollte. Nur da war sie wirklich leistungsfähiger Mensch.

Nochmals galt es nun ein neues Lebenswerk in Arbeit aufzubauen. Ob es ihr gelingen würde?

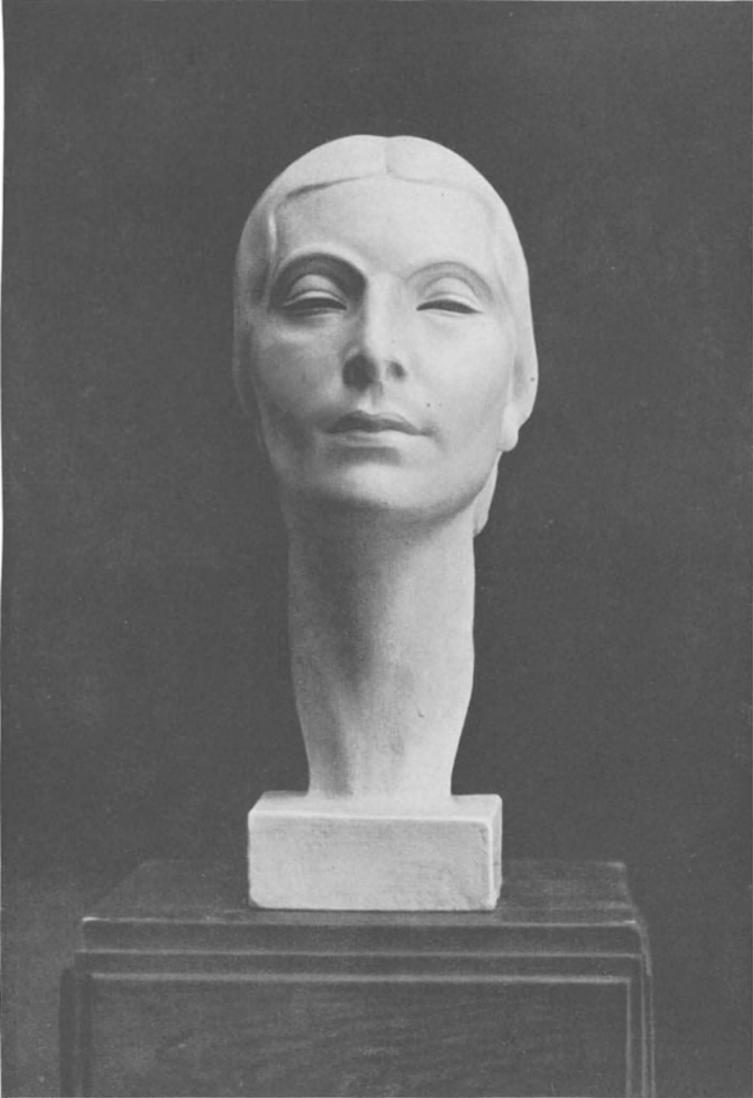
Die Schleier der Nacht senkten sich allmählich herab auf ein müdes und doch von Glücksgefühl erfülltes Leben — dem die Traumbilder tieferen Sinn enthüllten:

Das Werk der Frau, so grüßte es in der Nacht. Das Werk der Frau, das ich gestalten muß, um zu zeigen, daß groß und gleich wie bei Mannes Sehnsucht und Leben auch in uns Geistiges ist und wirkt, so daß wir alles erfassen können, alles neu erleben und umgestalten können im Werk, im eigenen Werk, alles, was jemals Mannes Seele fühlte und vor uns erlebte.

Das Werk der Frau Emma Cotta hatte selbst die ideelle Leitlinie ihres Persönlichkeitsgefühles, ihres Finale, nach dem alle Kausalität sich individuell bei ihr entwickeln mußte, im Traum — der unsere Wünsche in der Auseinandersetzung mit dem Leben vorweg nimmt oder vorbereitet — gefunden. Und damit war ihr der Weg vorgezeichnet. Eine neue Zeit harter Arbeit begann. Aber mit Feuereifer warf sich die Schaffende darauf. Ein einziges Mal wurde ihr der technische innere Aufbau eines Kopfes gezeigt — einmal von ihr in Gegenwart des Helfenden nachgemacht — dann ließ man sie allein.

Zunächst ging sie in ihr kleines Heim auf den Weißen Hirsch, wo sie Juni 1921 zu modellieren anfang. Nachdem sie vier Wochen gearbeitet hatte, wurde sie von Rosen nach Berlin gerufen, um für drei Monate eine Charakterrolle am Großen Schauspielhaus in den Webern zu spielen.

Dann ging sie wieder nach Dresden zurück und die Frucht ihrer ersten Versuche und Übungen waren ein paar Masken.



Die Pianistin Idenka Ticharich

Der September 1921 fand sie von neuem in Berlin, und nun erstand als erstes Werk ein etwas über lebensgroßer Michel Angelo. Ihm folgten Strindberg und Nietzsche. War es ein Zufall, daß sie zunächst Revolutionäre und Rebellen formte? Wohl keiner wird sich nach Kenntnis dieses Lebens darüber wundern. Dem Psychologen aber ist die Tatsache des ersten Kopfes mit am wesentlichsten, weil sie ihm von neuem die Leitlinie des Individuums verrät: die unerhörte Spannung eines Leitzieles, das nur aus dem Jugenderleben mit seinen dort eingepflanzten Kräften der Mitmenschlichkeit und Arbeit und als jüngstes Mädchen unter Knaben voll verständlich wird.

Das Frühjahr 1922 findet Emma Cotta in der Großen Berliner Kunstausstellung im Glaspalast. Strindberg wurde am Tage der Eröffnung von der Leitung des Theaters in der Königgrätzerstraße angekauft mit dem Auftrage: Wedekind für das gleiche Theater zu gestalten.

Alle ihre Köpfe hat die Künstlerin vollkommen allein aus sich heraus gearbeitet. Wenn sie fertig waren, hat Professor Lederer die Sachen in der Formerei der Kunsthochschule gesehen, wobei er einmal zu einem Kollegen in der Formerei sagte: »Mit so kleinen Arbeiten ist sie gekommen, nun geht sie ins Monumentale.«

Wenn alle Menschenerziehung und Beeinflussung von Mensch zu Mensch wie in diesem Falle die Einheit der Person unangetastet ließe und ihr nur die Entfaltung ihrer Kräfte durch Arbeit und Wohlwollen ermöglichte, dann stünde es wahrlich besser um die Nervosität im menschlichen Charakter. Seine schlechten Spielregeln würden verschwinden und größerer Sicherheit und damit auch größerer Gesundheit Platz machen.

Im Sommer 1923 erhielt Emma Cotta verschiedene Porträtaufträge, und wer die Arbeiten kennt, weiß, daß hier ein Mensch Leben zu gestalten versteht, weil er vorher Leben in tausendfältigen Formen in sich verarbeitet und erlitten hat. Es ballen sich bei diesen Kunstwerken alle Linien dergestalt zum Ausdruck der Persönlichkeit individuell zusammen, wie sie sich vorher formten im eigenen Leben aus dem Lebenserlebnis heraus zu Arbeitsleitlinien und Schöpfungsregeln, welche die Einheit der Persönlichkeit zu formender Kraft frei werden ließen. In vier weiteren Monaten entstanden dann in dem kleinen Atelier auf dem Weißen Hirsch die Monumentalbüsten von Dostojewski, Michel Angelo, Tolstoi und Balzac. Zu dieser Zeit fühlte sich Emma Cotta zum ersten Male im

Leben frei. Was ihr das Theater nie schenken konnte: ein ungehemmtes und ungestörtes Arbeiten, weil es nicht in den Künstler hineinschauen kann, das war ihr nun ermöglicht.

Ein bulgarischer Porträtauftrag folgte diesen Arbeiten. Ferner entstanden ein Kinderporträt, ein Mädchentorso und ein Knabenakt, zu dem sie das erste und einzige Mal sich ein Modell nahm. Wohl baute Emma Cotta die großen Köpfe auf im Reflexe der Werke der Künstler, die sie aufs eifrigste durchstudierte, sie benutzte für sie Photographien — im übrigen aber schuf sie völlig frei und selbstgestaltend. Von allen diesen Arbeiten behauptet die Künstlerin heute: »Ich habe sie verworfen.« Sicherlich sind es die ersten Etappen eines Weges, aber sie sind uns — neben ihrem künstlerischen Wert — die unerläßlichen Führer, um aus dieser Lebensarbeit die Lebenssymphonie zu gestalten und darzustellen.

Das Jahr 1924 war dem Porträt gewidmet. Es entstand ein erstes Selbstporträt. Während des Sommers lag Emma Cotta Monate lang brach — »die schöpferische Pause«. Im Übergang zu 1925 entstand ein zweites Selbstporträt, ihm folgten die Bachbüste und ein zweiter Dostojewski, der mehr das Menschliche betonte, während der erste mehr das Geistige verkörperte. Ein Knabenporträt schloß dann wieder eine vorläufige Reihe ab.

In diesem Winter zeigte ihr das Leben noch einmal seine Härten und Grausamkeiten und »wie Menschen sein können« in deutlicher Sprache. Die Not besonders in der Kälte war so groß, daß Emma Cotta sich nicht Kohlen kaufen konnte, um das Atelier genügend heizen zu können. Da erinnerte sie sich an die Worte jener Bühnenkünstlerin, ihr helfen zu wollen in Erinnerung an all die treue Arbeit, die sie ihr in vergangenen Jahren im Nähen geleistet hatte. Sie ging hin und bat um — Arbeit: nur eine Filmrolle, die ihr gerade von dieser Seite aus spielend leicht hätte verschafft werden können. Mit einer Rolle würde ihr geholfen sein, daß sie Kohlen kaufen könne, damit ihre Sachen nicht entzwei gingen, nicht zerbarsten. Willig und freundlich wurde die Hilfe zugesagt. Acht Tage vergingen. Emma Cotta hörte nichts. Ein dringender Brief bat nochmals um Arbeit. Eine Antwort erfolgte ebensowenig. Noch heute wartet Emma Cotta auf sie. Da mußte sie sich wieder aufs äußerste zusammenreißen, bis sie ohne Bitterkeit begriff, daß nur eigene Leistung und eigene Arbeit Vorwärtskommen verbürgen.



Pfarrer Georg Blech

Eines Freundes in aller herber Not, den der Tod ihr nur allzu früh entriß, gedenkt die Künstlerin an dieser Stelle gerade oft und in großer Dankbarkeit. Eine Künstlerseele schlug in der Brust jenes Menschen, der durch den Zufall gleicher Wohnung nicht nur Hausgenosse, sondern auch Förderer wurde: Pfarrer Georg Blech, der unermüdlich sich bemühte, ihr den Weg ins Leben frei zu machen. Daß sie volle Lebenskraft behielt, dankt Emma Cotta auch mit dem gütigen Menschenwollen dieses Mannes.

Der Juni 1925 findet die Künstlerin abermals in Dresden, wo sie einen Männerkopf und die Porträtmassage der Mutter gestaltet.

Im August kehrt sie nach Berlin zurück, und nun entsteht zum ersten Male eine große, eine Frauenfigur, eine Plastik, ebenfalls ohne jedes Modell hergestellt: »Ich schreite.« Mit dem einen Fuß fest auf dem Boden stehend — in die Zukunft mit Sicherheit wandernd —, den anderen leicht nach hinten erhoben, als ob er sich nicht durch die Schwere und Härte des Lebens wolle beirren lassen, so steht diese Frauengestalt vor uns. Der Körper nicht rein weiblich und doch auch nicht männlich, bald von der einen Seite so, bald von der anderen Seite anders wirkend. Der Mensch über das Geschlecht im Menschen gestellt. Es ist keine schöne Frau, aber sie ist wahr, denn sie spricht: ich stehe im Kampf und weiche dem Leben nicht aus. Ich schreite — nicht verzagt und unsicher, sondern stählern, gesund voller Kraft, fest auf der Erde. Und die Hände auf dem Rücken sind gelassen. Hier erscheint das männliche Wollen im Weibe, das Schöpfertum der Frau, so wie sehndes Weibtum es gestalten mußte. Unermüdlich ist die Künstlerin in ihrer noch so kurzen Bildhauerlaufbahn am Werk. Nur keine Vollendung — wenn einer das von ihr sagen würde, so würde sie denken, daß es Zeit sei, aus dem Leben zu scheiden. »Es muß immer ein Wollen, eine Steigerung da sein, denn es gibt kein letztes Können. Ist man vollendet, so ist es aus. Das letzte Können wird vom Tode weggestrichen — es liegt als Sehnsucht auf dem Gesicht«, so lauten ihre Worte.

Im Oktober 1925 wurde der Bach vom Preußischen Kultusministerium angekauft und im Institut für Kirchenmusik in Berlin aufgestellt. Ein weiterer Auftrag von der Gemeinde Cöthen, wo Bach Kantor war, folgte nach. Im Februarheft 1926 der »Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst« finden wir folgende Zeilen der Künstlerin

selber: »Ein inneres Bedürfnis stellte mir die Aufgabe, den größten deutschen Meister der Musik als Bildwerk zu gestalten. Es war ein Wagnis und wird es auch künftig für jeden sein, gleichviel ob Mann, ob Frau, schöpferisch nachschaffend mit dem Geiste Bachs zu ringen.

Was Bachs Werke, sein Leben als Mensch, in mir als Erlebnisse zusammenballten, löste mein Gefühl in bildhauerischer Form aus. Und wenn der Beschauer meines Werkes auf dem Antlitz etwas von dem Geiste und dem Menschen Bach spürt, werde ich das Glück nachempfinden, das mich beim Schaffen der Büste beseelte.

Als Unterlagen zu meiner Büste stellte mir Herr Professor Wolf von der Musikabteilung der Staatsbibliothek in Berlin Bildreproduktionen von dem Gemälde Haußmans und den Stich von Kürtner (Zeitgenossen Bachs) freundlichst zur Verfügung. Wertvoll war mir auch, die charakteristischsten Familieneigentümlichkeiten auf den Gemälden von Bachs Vater und Bachs Brüdern zu studieren. Unter den Biographien war mir die des Bachschülers Forkel besonders wesentlich.«

Das Wollen dieser Frau ist getragen von dem tiefsten Erkennen, das Menschen zuteil werden kann: daß Kunst auch Dienst am Leben und an der Gemeinschaft ist — Hingabe im arbeitenden Willen, damit wir alle nach ewigen, ehernen, großen Gesetzen unseres Daseins Kreise vollenden. Gesetze, denen wir ahnend immer näher kommen durch der Jahrtausende Arbeit, so daß wir heute — im kleineren Irrtum befangen — individualpsychologisch gesehen, sprechen können vom immanenten Gesetz des Lebens, das in der Persönlichkeitseinheit, die sich immer wieder am Gemeinschaftsempfinden entzündet, dabei in ewiger Metamorphose aus sich heraus selbstschöpferisch den soziologischen Gang weiter führend, ein Teil des Absoluten darstellt, wofür das geschilderte Leben mit Zeugnis ablegen soll.



Die Mutter der Künstlerin

Literaturverzeichnis

Zum I. Theoretischen Teil

- 1) Dr. Alfred Adler: Der nervöse Charakter } Verlag
—, Theorie und Praxis der Individualpsychologie } Bergmann,
Dr. Adler und Dr. Furtmüller: Heilen und Bilden } München
- 2) Karl Marx: Zur Kritik der politischen Ökonomie
- 3) Hegel: Enzyklopädie (Ausgabe Georg Lanon, Leipzig 1905)
- 4) Dr. med. Stavros Zurukzoglu: Biologische Probleme der Rassenhygiene und die Kulturvölker. Verlag Bergmann, München
- 5) Georg Lukács: Geschichte und Klassenbewußtsein
- 6) Albert Schweitzer: Kultur und Ethik
- 7) Fritz Mauthner: Beiträge einer Kritik der Sprache
- 8) J. Petzold: Das Weltproblem
- 9) Hans Vaihinger: Die Philosophie des Als-Ob
- 10) Bruno Bürgel: Weltall und Weltgefühl
- 11) Hans Driesch: Philosophie des Organischen
- 12) Max Adler: Neue Menschen
- 13) Leo Frobenius: Paideuma, Umriss einer Kultur- und Seelenlehre
—, Die Weltanschauung der Naturvölker
—, Aus den Flegeljahren der Menschheit
—, Die reifere Menschheit
- 14) Vgl. W. Wundt: Elemente der Völkerpsychologie
- 15) Clara Grunwald: Montessori
- 16) Direktor Bakule, Prag: Meine Heimschule aus »Die Entfaltung der schöpferischen Kräfte im Kinde«. Zeitschrift: Das werdende Zeitalter, herausg. von Elisabeth Rotten
- 17) Heinrich Jacoby: Jenseits von »Musikalisch und Unmusikalisch«, Voraussetzungen und Grundlagen einer lebendigen Musikkultur
- 18) E. Baur, E. Fischer und F. Lenz: Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene
- 19) Dr. Alfred Hock: Die methodische Entwicklung der Talente und des Genies
- 20) John Galsworthy: Die Forsyte Saga
- 21) Professor Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner: Frauen als Erfinderinnen
- 22) Victor Franz: Die Vervollkommnung in der lebenden Natur
- 23) Allers, Rudolf: Charakter als Ausdruck. Jahrbuch d. Charakterologie. Herausg. von Emil Utitz. Pan Verlag Rudolf Heise. 1. Band
- 24) E. Becher: Naturphilosophie. Kultur der Gegenwart. Theoretische Beiträge zum Darwinismus. Arch. f. Rass.- und Ges.-Biol. Bd. 7, 1910
- 25) Dr. Mathilde Vaerting: Männerstaat und Frauenstaat
- 26) E. Spranger: Lebensformen
- 27) O. Lorenz: L. d. wissenschaftlichen Genealogie
- 28) A. Reibmayer: Das Aussterben der talentierten und genialen Familien im Mannesstamme
- 29) H. v. Winiwarter: Études sur la spermatogenèse humaine. Archive de Biologie Bd. 27, 1912
- 30) Dr. P. Krische: Familie und Sippe im Entwicklungsgang der Menschheit
- 31) A. W. Nemilow: Die biologische Tragödie der Frau
- 32) Max Weber: Wissenschaft als Beruf
- 33) Georg Simmel: Weibliche Kultur (Essaysammlung »Philosophische Kultur«)

VERLAG VON J. F. BERGMANN IN MÜNCHEN

In der gleichen Sammlung erscheinen :

Heft 1. Inhalt und Wandel der Idee der Mütterlichkeit.
Von **Ada Beil**, Berlin

Heft 2. Die Gefühle und das Ich. Von **Johannes Neumann**, Heidelberg

Heft 3. Mut und Entmutigung. Von **Dr. Alexander Neuer**, Wien

Heft 4. Die Träume in Dostojewskis »Raskolnikoff«. Von **Otto Kaus**, Berlin

Über den nervösen Charakter

**Grundzüge einer vergleichenden
Individual-Psychologie und -Therapie**

Von **Dr. Alfred Adler**, Wien

Dritte vermehrte Auflage

7.— Reichsmark; gebunden 8.— Reichsmark

Das geistvolle und gedankenreiche Werk des Verfassers verdient größte Beachtung. Adler unterscheidet sich von Freud bekanntlich darin, daß er die alleinige sexuelle Aetiologie der Neurosenentstehung ablehnt. Nach seinen Anschauungen ist die erste Ursache dafür ein subjektives Gefühl der Minderwertigkeit, das sein Korrelat in den oft bei Nervösen vorhandenen anatomischen und physiologischen Organminderwertigkeiten hat. Dieses Gefühl der Minderwertigkeit führt nun zur kompensatorischen Entstehung eines übertriebenen Strebens nach Geltung, das als Aggressionstrieb »Wille zur Macht« (Nietzsche) oder »männlicher Protest« bezeichnet wird, da es sich häufig in die Form des »Mannseinwollens« oder »Obenseinwollens« kleidet. Die so angestrebte Erhöhung des Persönlichkeitsgefühls stellt den fiktiven Endzweck nicht nur der Neurose, sondern auch des nervösen Charakters dar, und dieser fiktive Endzweck gewinnt umgehenden Einfluß auf das Leben der Nervösen und bedient sich der nervösen Charaktereigenschaften als Sicherungen, dieses Endziel zu erreichen. Im zweiten praktischen Teil wird nun meist auf Grund von Psychoanalysen gezeigt, wie all die bei Nervösen sich findenden Charaktereigenschaften z. B. Geiz, Mißtrauen, Neid, Grausamkeit, Mitleid, Trotz usw., im Dienst des leitenden fiktiven Endzieles stehen und mit anderen Worten dazu dienen, das gesunkene Selbstbewußtsein zu heben.

Deutsche medizinische Wochenschrift.

VERLAG VON J. F. BERGMANN IN MÜNCHEN

Heilen und Bilden

Grundlagen der Erziehungskunst für Ärzte und
Pädagogen

herausgegeben von

Dr. Alfred Adler und Dr. C. Furtmüller

Zweite Auflage

Redigiert von Dr. Erwin Wexberg

Steif kartoniert 8.— Reichsmark

Aus dem Inhalt:

Dr. Alfred Adler: Der Arzt als Erzieher/Entwicklungsfehler des Kindes/Ueber Vererbung von Krankheiten/Das Zärtlichkeitsbedürfnis der Kinder/Trotz und Gehorsam/Zur Erziehung der Eltern/Der nervöse Charakter/Wo soll der Kampf gegen die Verwahrlosung einsetzen?/Erziehungsberatungsstellen — Alfred Appelt: Fortschritte der Stottererbehandlung — Prof. Asnaourow: Erziehung zur Grausamkeit — Dr. Erwin Wexberg: Verzogene Kinder/Aengstliche Kinder — Richard Bayer: Mut machen? — Dr. Carl Furtmüller: Selbsterfundene Märchen. — Dr. Leonhard Seif: Ueber Eigenliebe und Eitelkeit/Autorität und Erziehung — Dr. Folkert Wilken: Die Jugendbewegung als neurotisches Phänomen — Dr. Josef Kramer: Kindliche Phantasien über Berufswahl — Kindheitserinnerungen einer ehemals Nervösen.

Praxis und Theorie der Individualpsychologie

Vorträge zur Einführung in die
Psychotherapie für Ärzte, Psychologen und Lehrer

von

Dr. Alfred Adler, Wien

Zweite umgearbeitete und erweiterte Auflage

10.50 Reichsmark

Die Individualpsychologie gewinnt nicht nur in allen Ländern neue Anhänger, sondern ist auch dauernd bestrebt, ihre Fortschritte der Allgemeinheit dienstbar zu machen. Die zweite Auflage dieses Buches weist in dieser Hinsicht mancherlei Neues auf. Das Buch behandelt in 29 Aufsätzen die verschiedensten Themata aus der Praxis und Theorie der Individualpsychologie, unter anderem allgemeine Fragen, psychischen Hermaphroditismus, Halluzinationen, Kinderpsychologie, psychische Behandlung der Trigeminusneuralgie, nervöse Schlaflosigkeit, Homosexualität, Zwangsneurosen, Traum und Traumdeutung, Melancholie und Paranoia, Dostojewski, Kriegsneurosen, individual-psychologische Erziehung, Prostitution, Kinderverwahrlosung usw.